Paed.
374
(1

bliothek
sburg

Paed. 374
(1

Paed 374 I

Fliegende Volksblätter,

zur Verdrängung schädlicher, oder doch geschmackloser Volkslesereyen.

Herausgegeben von

Johann Ferdinand Schlez,
Pf. zu Ippesheim.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Erstes Bändchen.

Mit vielen Holzschnitten von Seltsam.

Bayreuth,
in der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
1797.

Kilian Buckel.

Oder

die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.

(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.

in der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürch ꝛc.
in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers
in Gotha.

(1.)

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Ankündigung.

Seit zehn Jahren ist Deutschland mit so vielen, zum Theile vortrefflichen Volksbüchern versehen worden, daß man es herzlich bedauern muß, sie so selten in den Händen derer zu finden, für die sie zunächst bestimmt sind. Außer einigen Erbauungsschriften und dem Kalender kauft sich bekanntlich der gemeine Mann nicht leicht etwas Gedracktes, wenn er nicht zuweilen auf Jahrmärkten und vor seiner Thüre von Hausirern und Bettlern mit neuen schönen weltlichen Liedern, gedruckt in diesem Jahre, mit schrecklichen Prophezeihungen, niedrigen Zoten, Wunderhistorien und Schmähschriften auf den gesunden Menschenverstand, versehen wird. Die schädlichen Wirkungen dieser Flugschriften hat man nicht nur beklagt, sondern auch von Seiten der Polizeygerichte durch strenges Verboth des ganzen Büchertrödels in manchen Provinzen zu hemmen gesucht. Sollte man nicht lieber diese fast einzige Gelegenheit, Druckschriften unter das Volk zu bringen, auf eine edlere Art benützen?

Schon viele Menschenfreunde haben es wenigstens gewünscht, und neuerlich erst Herr Pfar-

rer Pahl zu Neubrunn, im vorigen Jahrgange des Reichsanzeigers S. 5209. — In England ist dieser Wunsch schon lange erfüllt. Seit dem März 1795 erscheinen in London, unter der Direction und Mithülfe der beliebten Volksschriftstellerinn Hannah More, alle Monathe etliche und zum Theil vortreffliche Flugschriften, die von dem Bischofe zu London besonders begünstigt und durch Subscriptionen im ganzen Königreiche so lebhaft unterstützt werden, daß über zwey Millionen Exemplare von der eigens dazu errichteten Druckerey und Expedition vertrieben worden sind. Das Ganze führt den gemeinschaftlichen Titel: Cheap Repository for Moral and Religions Tracts; jedes einzelne Stück aber, von einem halben bis zu 2—3 Bogen, hat seinen eigenen Titel und eigene Seitenzahl, und gewöhnlich einen gut gearbeiteten Holzschnitt.

Unlängst überschickte mir die Lübeckische Hofbuchhandlung zu Bayreuth dieses Cheap Repos. (das ich zuvor nur dem Titel nach kannte) mit der Anfrage: ob ich nicht zur Redaktion eines ähnlichen Unternehmens, zu dem sie entschlossen sey, die Hand biethen möchte.

Da ich nicht einsehe, was in dem Vertriebe nützlicher Schriften durch Hausirer, für den Verfasser oder Verleger schimpfliches liegen könne; da dieß fast der einzige Weg ist auf das Volk vermittelst der Feder zu wirken, und der Plan der Eng-

länderinn in Deutschland noch nicht ausgeführt ist: so trage ich kein Bedenken, hiermit eine ganz ähnliche Sammlung von Flugschriften für das Volk, unter dem gemeinschaftlichen Titel:

Fliegende Volksblätter
zur Verdrängung schädlicher oder doch geschmackloser Volksleserereyen,

öffentlich anzukündigen, und zugleich Kenner und Freunde des Volks, die auch Talent haben für dasselbe zu schreiben, aufzufordern, mich mit Volksliedern, besonders nach bekannten Melodien, mit Erzählungen, Gesprächen und andern anziehenden Aufsätzen, die jedoch nicht über 2—3 Bogen betragen dürfen, zu unterstützen. Jedes einzelne Stück bekommt seinen eigenen Titel und eigene Seitenzahl, und schließet sich an das Ganze bloß durch den Beysatz an: „aus den fliegenden Volksblättern.“ — Zwar kann ich, außer einigen Frey-Exemplaren, welche die Verlagshandlung überschicken wird, keine Belohnung der Mühe versprechen; aber ich hege das Zutrauen zu der Uneigennützigkeit wahrer Volksfreunde, daß ihnen das Bewußtseyn, Gutes gestiftet zu haben, der beste Lohn seyn werde. Diese öffentliche Bitte wird mich hoffentlich der Mühe überheben, erst durch Privatbriefe meine Bekannten und Freunde für das Unternehmen zu gewinnen. Die Beyträge deren ich einige bald zu erhalten wünsche, können entweder an die Verlagshandlung, oder auch

unmittelbar an mich geschickt werden. Daß ich mir jedoch das Recht vorbehalte, eine Auswahl unter den allenfalls einlaufenden Beyträgen zu treffen, und etwa auch eins und das andere zu ändern, wird mir kein Verfasser verargen, indem die Sache an sich selbst sehr gut, aber doch ihrer Bestimmung, in Ansehung der Einkleidung, des Tons oder Gegenstandes, nicht angemessen seyn kann. In meinen eigenen Aufsätzen werde ich besonders die jetzigen Bedürfnisse des Volkes beherzigen, und zuweilen auch eine freye Uebersetzung aus dem Cheap Repository liefern. Indeß werde ich mich doch nicht einzig und allein auf ungedruckte Beyträge einschränken, sondern auch schon gedruckte Sachen (wo es nöthig ist mit kleinen Abänderungen) aufnehmen; aber diese sämmtlich aus Schriften, die wegen ihres Preißes und ihrer Bestimmung gar nicht in die Hände des Volks kommen. Welcher Leser des Beyerschen Magazins für Prediger wünschte nicht die darin enthaltenen Gespräche des gesunden Menschen-Verstandes mit dem kranken, besonders die mit der Aufschrift: „der Schatz“ einzeln abgedruckt in den Händen des Volks zu sehen? Wer hätte Franklin's armen Richard gelesen, ohne das nähmliche zu wünschen *)? Solche vorzügliche Arbeiten aus größeren Werken, werde ich also zwischen die neuen

Auf=

*) Beyde erscheinen hier unter N. 2. u. 5.

Aufsätze einschalten. Alle Monathe sollen, vom Julius dieses Jahres an, zwey oder drey Bogen mit Holzschnitten von Seltsam und andern Künstlern geziert, ausgegeben, und diese jedesmahl zur Michaelis- und Ostermesse mit einem eigenen Titel und einem Inhalts-Verzeichnisse versehen werden.

Ob mich gleich der merkantilische Theil des Unternehmens nicht angeht: so bemerke ich doch zum Schlusse etwas über die Art und Weise, wie diese Sammlung durch Volksfreunde vielleicht am besten unterstützt und verbreitet werden könnte:

Fast in jedem Orte gibt es dürftige Menschen, die aus Unvermögen des Körpers, aus Mangel an Verdienst oder aus andern Ursachen das Land durchterminiren; oder schaamhafte Arme, die des Bettelns sich schämen, und im stillen darben; oder auch Krämer, die mit geringer Waare hausiren laufen: — Wäre es nicht Verdienst, um diese Personen sowohl, als überhaupt um das Volk, wenn begüterte Menschenfreunde die hier angekündigten Volksblätter verschrieben, und sie entweder unentgeldlich, oder auch gegen Wiedererstattung der Auslage diesen armen Leuten zum Verkaufe überließen? Die Hausirer würden ohne Zweifel damit keinen unglücklichen Versuch machen, da sie auch bey gebildeten Personen ihre Waaren feilbiethen dürften; zugleich aber würde die gute Sache des Geschmacks, der Sittlichkeit und Wahr-

heit befördert und vielleicht mancher nützlichen Reforme der Weg gebahnt werden.

Doch, für den Vertrieb der Blätter wird die Verlagshandlung sorgen. Mir ist es indeß genug, einstweilen zu einer nützlichen Anstalt die Hand gebothen, und den Fortgang derselben allen Gönnern und Freunden der verwahrloseten Menschheit empfohlen zu haben.

Markt Ippesheim, bey Uffenheim in Franken, im Januar 1797.

Johann Ferdinand Schlez,
Pfarrer daselbst.

Demjenigen, was der Verfasser über den merkantilischen Theil dieses Unternehmens gesagt hat, haben wir noch zuzusetzen: daß es uns bloß an der guten Absicht genüget und daß das ganze Unternehmen auf keinen sonderlichen Vortheil für uns berechnet ist. Um dieses zu beweisen, werden wir nichts fehlen lassen, dem Drucke dieser Blätter alle Sauberkeit und die möglichste Correktheit zu geben, und dafür zu sorgen, daß der Bogen auch in dem entferntesten Theile Deutschlands, nicht höher als Sechs Pfennige kommen soll. Dieses sey besonders für alle die gesagt, die gute Absichten gern befördern und sich an unterzeichnete Handlungen wenden wollen, bey welchen sie, bey einer beträchtlichen Abnahme beträchtlichen Nachlaß des Preißes zu erwarten haben.

Haupt=

Hauptspeditionen haben übernommen: In Augspurg, die Wolfische Buchhandlung. In Berlin, die Buchhandlung der Realschule. In Breslau, Herr Buchhändler Meyer. In Cleve, Herr Buchhändler Hannesmann. In Frankfurth am Mayn, die Andräische Buchhandlung. In Gotha, die Expedition des Reichsanzeigers. In Hamburg, Herr Buchhändler Fried. Perthes. In Hannover, die Herrn Gebr. Hahn. In Nürnberg, die Herren Gebr. Felßecker. In Leipzig, Herr J. F. Fleischer, Papierhändler. In Regensburg, die Buchhandlung der Herren Montag und Weiß. In Wien, Herr Schaumburg und Comp. In Zürich, die Buchhandlung der Herren Orell, Geßner, Fuesly und Comp.

Bayreuth, im Januar, 1797.

Johann Andreas Lübecks Erben.

Nach=

Nachschrift.

Die hier wieder abgedruckte Ankündigung mag die Stelle einer Vorrede vertreten. Ob Herausgeber und Verleger ihr Versprechen erfüllt haben, müssen nun Kenner entscheiden. Unangenehm für beyde war es, sich so ganz von aller in der Ankündigung erbethenen Unterstützung in Ansehung zweckmäßiger Beyträge verlassen zu sehn. Doch, aller Anfang ist schwer! vielleicht erregt das Unternehmen in der Folge mehr Aufmerksamkeit unter den Schriftstellern unsres Vaterlandes! Sie nahmentlich aufzufordern, würde dem Herausgeber schon die Bescheidenheit verbiethen, weil er nicht im Stande ist ihre Arbeiten nach Verdienst zu honoriren, wenn er auch Muße genug hätte, sich schriftlich um ihren Beytritt zu bewerben. Kunstrichter, welche diese Sammlung einer öffentlichen Anzeige würdigen, werden indeß nicht nur die Unternehmer, sondern auch das Publikum sich verbindlich machen, wenn sie ihren Urtheilen auch dem patriotischen Wunsch beyfügen, den wir hiermit noch einmahl wiederhohlen. Aus dem Inhaltsverzeichnisse wird man sehen, daß bisher Alle neue Stücke (ein einziges ausgenommen) von dem

Her=

Herausgeber herrühren. Sollte das auch künftig der Fall bleiben? Sollten die Volksfreunde unsres Vaterlandes, sich bloß daran begnügen, dergleichen Flugschriften mit einer Art von Begeisterung zu wünschen, ohne auch zur Ausführung ihre Hand biethen zu wollen? — Gewiß, eine solche Unregsamkeit ahndete Becker, der Volksfreund, nicht, als er vor mehrern Jahren den nähmlichen Vorsatz faßte, den wir hier ausführen! —

Doch, Geduld! die Folge muß erst lehren, ob wir in unsern Hoffnungen uns getäuscht haben oder nicht. —

Markt Ippesheim, am 20, Sept. 1797.

Schlez.

Inhalt

Inhalt
des ersten Bändchens.

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen. Von dem Herausgeber, neu.

2. Die Schatzgräber. Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben. Von W. Köster. Aus Beyers Magazin für Prediger.

3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen. Aus dem Cheap Repository for Moral and Religious Tracts, frey übersetzt vom Herausgeber, neu.

4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute. Von dem Herausgeber; abgedruckt aus seinen vermischten größtentheils lyrischen Gedichten. Das letzte von J. M. Miller.

5. Das Heckemännchen; oder die Kunst, ohne Zauberey, wohlhabend zu werden. Aus Benjamin Franklins kleinen Schriften, 2 Theile, von Schatz übersetzt; mit einer Einleitung vom Herausgeber.

6. Der ehrliche Fallmeister; oder alle Geschäfte die man ehrlich treibt sind ehrlich — und Toms und der Fallknecht. Von dem Herausgeber, neu.

7. Acht Volkslieder, von Schubart, Schneider, Miller, Degen, Hölty und dem Herausgeber, alt.

8. Bonifazius; oder die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland. Von dem Herausgeber, neu. (Das angehängte Lied aus Eulogius Schneider's Gedichten.)
9. Der Fündling. Eine wahre Geschichte. Erzählt vom Hofprediger Bauer. (Die nähmliche Geschichte ist, mit andern Worten, schon irgendwo abgedruckt; weder der Herausgeber noch der Erzähler können sich aber des Buches erinnern.)
10. Geschichte des Dorfes Finsterthal. Aus Trautvetters Gesprächen über verschiedene, besonders landwirthschaftliche Gegenstände, mit Weglassung des dazwischen eingeschalteten Dialogs.

N. S. Bisher haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, die künftig immer mehr vermieden werden sollen. Der auffallendste ist auf dem Titel einiger Exemplare des 3ten Stücks, wo statt die Spieler, der Spieler gelesen werden muß. Außerdem ist in eben dem Stücke folgendes zu verbessern: S. 4 Z. 5 v. u. draf, lies traf. — S. 9 Z. 15. eindringenden, lies erniedrigenden. — Z. 16 lies ihre Unschuld und seiner Ruchlosigkeit, u. s. w.

Neue-

Neueste Verlagsschriften der Lübeckischen Hofbuchhandlung zu Bayreuth.

Taschenbuch zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend und ihre Freunde, f. d. J. 1798, von M. T. C. Ellrodt. Taschenformat mit illum. Kupfern. Bayreuth, bey J. A. Lübecks Erben. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der Beyfall, womit die Vorgänger dieses Taschenbuchs für die Jahre 96 und 97 von erfahrnen Pädagogen aufgenommen worden sind, läßt um so mehr erwarten, daß ihn auch dieser erhalten werde, weil der Hr. Verfasser und der Verleger, — der erstere durch die Wahl der nützlichsten, interessantesten und mannigfaltigsten Gegenstände; diese durch Schönheit des Drucks und der Verzierungen — gemeinschaftlich sich beeifert haben, die Zufriedenheit des Publikums in einem noch höheren Grade zu verdienen. Außer einem Kalender mit historischen und Naturhistorischen Merkwürdigkeiten und dem genealogischen Verzeichnisse der Europäischen Fürsten, enthält er wieder eine Reihe neuer Fabeln mit Vignetten; sorgfältig illuminirte Abbildungen und Beschreibungen merkwürdiger Insekten und wildwachsender Giftpflanzen Deutschlands; die Lebensbeschreibungen des gelehrten Kindes Baratier und des musikalischen — Mozart; eine Geschichte ausgezeichneter Tage des Kalenders mit einer Beschreibung der Saturnalien und des Carnavals der alten und neuen Römer; Erinnerung an die Erziehung und früheste Beschäftigung der Deutschen, in verschiedenen Perioden;

ein alphabetisches und chronologisches Verzeichniß nützlicher und merkwürdiger Erfindungen der Deutschen, — mit vielen andern Aufsätzen zur Erweckung und Uebung des Scharfsinns, des Witzes, des Gedächtnisses, zur Bildung des moralischen Gefühls u. s. w.

Die giftigen und eßbaren Schwämme Deutschlands, mit den ähnlich ungenießbaren gemeinnützig beschrieben und nach der Natur gemahlt, von M. T. C. Ellrodt, 1s Heftlein, 12. Bayr. 1797, bey J. A. Lübecks Erben, 12 gr. oder 54 kr.

Der Liebhaber der Naturgeschichte und der Oekonomie, vermißten ein gründliches und wohlfeiles Werkchen, zur genauern Kenntniß der deutschen Schwämme schon lange genug, um an der günstigen Aufnahme von diesem nicht mehr zweifeln zu lassen. Aus eben diesem Grunde braucht bloß bemerkt zu werden, daß die verkleinerten Abbildungen der Schwämme mit der größten Treue nach der Natur gezeichnet und illuminirt sind, und daß der Herr Verfasser seinen Beschreibungen, durch Deutlichkeit und Genauigkeit, durch Angabe des ökonomischen Gebrauchs der Schwämme, ihrer schmackhaftesten und gesündesten Zubereitung und der besten Mittel gegen die schädlichen Wirkungen der giftigen u. s. w. diejenigen Eigenschaften zu geben suchte, wodurch sie den Freunden der Botanik eben so brauchbar, als den Liebhabern dieser Gewächse und allen Hausmüttern, welche ihre und der ihrigen Gesundheit am Herzen liegt, nützlich werden.

Parrots, C. F. vollständig theoretisch pract. Rechenkunst, mit ganz besonderer Anwendung auf Wissenschaften,

Künste, Professionen und auf den Handel, nebst vollständige Tabellen der Münzen, Gewichte, Maaße, Zinsen ꝛc. endlich noch eine allgemeine und für alle Klassen der Menschen sehr interessante Brodraitung, 8. Bayreuth, bey Joh. And. Lübecks Erben, 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Der ansehnliche Vorrath von Rechenbüchern für die Schüler und Lehrer, in mehr als einer Rücksicht entworfen, in dessen Besitz wir uns gegenwärtig befinden, macht das Bedürfniß nach einem Unterricht in dieser unentbehrlichen Kunst, worin die Fehler der Vorgänger glücklich vermiethen und alles Gemeinnützige gesammelt ist, nur desto größer. Der Titel des obigen Werkchens giebt einen Beweis von der Vollständigkeit desselben, indem zugleich der rühmlich bekannte Nahme des Herrn Verfassers schon dafür bürgt, daß es sich durch einen deutlichen Vortrag, durch gewählte Beyspiele, durch sorgfältige Absonderung des weniger Nützlichen und durch kürzere Rechnungsmethoden — vor vielen seiner Vorgäuger auszeichnet.

Kilian Buckel.

Graf Reinhard von Rosenfeld war in der ganzen Gegend als ein wunderlicher Herr bekannt, weil in den ersten Jahren seiner Regierung selten drey Monathe vergingen, in denen er nicht eine Neuerung vornahm. In der Nachbarschaft erzählte man alle Wochen ein neues Mährchen von ihm, und manche Leute wußten gewiß, daß es bey der neuen Ordnung der Dinge keine zehn Jahre gut thun könne. Der Eine Neuigkeitskrämer ließ das gräfliche Schloß stürmen; der Andre den Grafen flüchten gehn u. s. w. Nur in der Grafschaft selbst wußte man von dem allen kein Wort. Zwar gab es bey jeder Neuerung unzufriedne Schwärmer, welche die Faust in den Sack machten, und sich Mühe gaben, auch die friedlichen Bürger aufzuwiegeln; aber nach etlichen Monaten war gewöhnlich der Unwille verbraußt, und nach Jahr und Tagen war man mit der neuen Einrichtung vollkommen zufrieden, weil man einsah, daß Graf Reinhard nie ohne Ueberlegung, und jedesmahl aus guten Absichten handelte.

Am anstössigsten für die ganze Grafschaft und ihre frommen Nachbarn war indeß die Abstellung der meisten

sten Feyertage gegen das Ende der siebziger Jahre. Die Scheinheiligen und Faulenzer seufzten, daß man in so kriegerischen Zeiten (es schien eben ein hartnäckiger Krieg zwischen Oesterreich und Preussen auszubrechen) Feyertage abschaffe, statt daß man deren noch etliche mehr verordnen sollte. Die Dienstboten drohten davon zu laufen; Die Bäcker und Wirthe beklagten den schönen Verdienst an den sonst gewöhnlichen Feyertagen; die Schulmeister jammerten über den neuen Zuwachs von Lehrstunden und beneideten die guten Tage ihrer Pfarrer. So hatte jeder seinen eigenen Grund zur Unzufriedenheit; alle aber stimmten darin übrein, daß man lieber bey dem gottseligen Gebrauche der Nachbarschaft hätte bleiben sollen.

Am aufgebrachtesten in der ganzen Grafschaft war Meister Kilian Buckel zu Dunkelhausen, ein Schuhmacher seiner Profession, der aber sein Handwerk so stattlich erlernt hatte, daß ihm selten unter einem ganzen Dutzend ein einziger Schuh nach dem Fuße gerieth. Zum Glücke hatte er ein kleines Bauerngüthchen, das ihn nothdürftig ernährte, wiewohl er sich zu seiner Bauerey, die er mit einer Kuh und einem Stiere betrieb, nicht viel geschickter anstellte als zu seinem Handwerke. Sein größester Stolz war die Schriftgelehrsamkeit, in welcher er's, seiner Meynung nach, sehr weit gebracht hatte, weil er eine Menge Bibelsprüche verkehrt auslegen und anwenden konnte. Diese Schriftgelehrsamkeit kam ihm denn besonders zu Statten, um die Un-

recht-

rechtmäßigkeit der Abstellung der Feyertage zu beweisen. Am überlästigsten war er damit seiner Marie, einer gescheiden und wackern Frau, in deren Augen seine vorgebliche Gottesfurcht nichts als häßliche Pharisäerey war. Wenn du Gott so lieb hättest als die Feyertage, sagte sie oft zu ihm, wie könntest du mir und unserm Kinde um jede Kleinigkeit fluchen. Bey dir heißt es wohl recht, wie die Schrift sagt: „mit einer Zunge loben wir Gott dem Vater; und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht"; aber den Spruch führst du niemals an. — So ungern indeß Marie seine Feyertags-Diskurse anhörte: so war doch das Schelten über die Feyertags-Absetzung nunmehr ihre tägliche Unterhaltung.

Bedenk' doch, Alter, sagte einmahl Marie, daß die Feyertage nur Menschenwerk sind und also von Menschen wieder abgeschaft werden können. Hast du denn gar nichts davon behalten, was unser Herr Pfarrer darüber gesagt hat?

Auch unser Herr Schulmeister (fiel Martin, sein zwölfjähriger Junge ins Wort) sagte: daß man vor Alters keine Feyertage gehabt habe, als: Weihnachten Charfreytag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten *), und diese hätte ja der Herr Graf auch nicht abgeschaft.

*) So war es 300 Jahre nach Christi Geburt zu den Zeiten des ersten christlichen Kaisers, Constantins des Großen. 800 Jahre nach Christi Geburt bestätigte Carl der Große einige neue Feyertage, zu denen in der Folge noch mehrere hinzugefügt wurden.

Daß dich der Henker mit deinem Schulmeister! schrie Meister Buckel. Bleibe zu Jericho, bis dir der Bart wächst, du Gelbschnabel! Ich halte mich an Gottes Wort: Gedenke des Feyertags, daß du ihn heiligest.

Aber, lieber Kilian, versetzte Marie, Mose konnte doch wohl da die Apostel- und Marientage, und das Dreykönigsfest nicht meynen. —

Kilian Buckel. Freylich wohl nicht! Aber ich denke: die heiligen Apostel, und die Jungfrau Maria wären der Feyertage tausendmahl werth.

Marie. Wer leugnet denn das? Aber bedenke nur, daß wir weit mehr Feyertage haben würden, als Tage im Jahre, wenn wir allen heiligen und verdienten Menschen zu Ehren ein Fest halten wollten. Feyern wir doch auch das Kilianusfest nicht, wenn gleich dein Namenspatron Kilian zu erst in Franken das Christenthum gepredigt und sein Leben dafür gelassen hat.

Kilian Buckel, I, was mit deinem Kilian? Wer kann allen frommen und heiligen Leuten ein Fest halten? Aber die zwölf Apostel, und der Täufer Johannes, und die Jungfrau Maria und die heiligen drey Könige und der grüne Donnerstag machen keine 365 Feyertage.

Marie. Und doch immer für unser einen zu viel! Nimm nur einmahl an, der Graf soll 18 Feyertage

abgestellt haben, wie uns das in der Nahrung so wohl thun wird! Du kommst nun alle Jahre 18mahl weniger ins Wirthshaus, das macht wenigstens 3 Gulden Ersparniß. Du verdienst dafür allemahl, eins ins andre gerechnet, 20 Kreuzer. Drey mahl 20 Kr. macht 1 fl. (zählt an den Fingern:) 3 — 6 — 9 — 12 — 15 — 18 macht netto 6 fl. Meinen Verdienst will ich nur halb so hoch anschlagen, also 3 fl. Sieh, lieber Kilian, das macht zusammen 12 fl. Und unser Martin soll nur einen einzigen Gulden erwerben — das macht alle Jahre 13 Gulden rheinisch, und fürs ganze Dorf ein Capital von mehr als anderthalb tausend Gulden. Bedenke doch, wie wohl uns das Geld thun wird!!

Kilian Buckel. Da muß ich wahrlich mit dem heiligen Petrus ausrufen: daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! Willst du dich denn mit Geld in den Himmel hinein kaufen?

Marie. Das will ich nicht und kann ich nicht; aber hoffentlich wirst du dich doch auch nicht in den Himmel hinein feyern wollen? — Meynst du denn, die Feyertage machen uns selig?

Kilian Buckel. Ja wohl, ja wohl! Wie viele tausend Vater Unser bleiben nun unter Wegs! und wie viele gottselige Lieder! und wie viele erbauliche Predigten!...

Marie. Und wie viele Saufereyen, und Schlägereyen und Patschereien, und Flüche, und betrügliche

che Spiele, und Kaufhändel, die nichts taugen! . . Geh mir mit deiner Feyertags-Gottseligkeit! Ich dächte du wüßtest ein Liedchen davon aus eigner Erfahrung zu singen.

Bey diesen Worten braußte Meister Buckel gewaltig auf; den seine meisten dummen Streiche und Liederlichkeiten pflegte er wirklich an Feyertagen zu begehn; aber ehe er noch seinen Grimm halb ausgeschüttet hatte, ward er durch seinen Leibjuden Itzig unterbrochen, der eben in die Stube trat um die Ankunft der neuen Kuhe zu melden, die Meister Kilian unlängst, ohne Vorwissen seiner Frau, eingetauscht hatte. Marie war über der Nachricht gewaltig betrofen. Was habt ihr wieder für Händel? fragte sie. Was soll ich mit einer andern Kuhe? Eine schlechtere wieder einhandeln gegen eine beßre, und obendrein Geld aufgeben? — Nach einigen Zänkereyen ergab sich's denn, daß Meister Buckel den Handel am vergangnen Walpurgis bey einem christlichen Räuschgen im Wirthshause geschlossen hatte. Siehst du? sagte Marie, hättest du dich nicht dem Feyertage zu Ehren betrunken; so hättest du wohl den Kuhhandel unterlassen; oder wärst vielmehr gar nicht ins Wirthshaus gekommen. Durch Bitten und Drohen brachte sie's endlich dahin, daß der Jude einen Thaler Reukauf nahm, und mit seinem schlechten Stücke Vieh wieder abzog. — Ach, lieber Kilian, sagte nun Marie zu ihrem Manne, wie viel hast du schon an Feyertagen vertrun-

ken, verspielt und verschachert! Wie selten hast du so was an Sonntagen gethan! Aber da denkt man, der Feyertag ist nicht so heilig, als ein Sonntag; man glaubt da schlechterdings in das Wirthshaus, oder auf einen Markt laufen zu müssen; man denkt, daß die Feyertage recht eigentlich zum Zechen und Haßliren gemacht seyen, und so kommt denn ein nichtstaugender Streich um den andern ans Brett.

Das kann alles an Sonntagen eben so wohl geschehn! sagte Meister Kilian ganz gelassen.

Wohl freylich kann's auch geschehn, erwiederte Marie; die meisten Leute haben aber doch zu viel Respect vor den Sonntagen, und die Polizey ist da auch strenger. Ich weiß schon, daß du keinem Menschen die liebe Ruhe gönnst — brumte Kilian in den Bart.

Ei, nur zu gern —, so gern als mir selbst, versezte Marie; mich dünkt aber, wer alle Wochen Einmahl einen ganzen Tag ausruht, arbeitet sich wirklich nicht todt; und wer in den Sonntagspredigten, in den Kinderlehren und Bethstunden hübsch aufmerkt und darnach thut, wird auch ohne Feyertage gescheid und gut und selig werden.

Meister Kilian, froh, daß das Gespräch von dem Kuhhandel abgekommen und wider auf die Feyertage gefallen war, machte dießmahl eine Ausnahme von seiner sonstigen Gewohnheit, indem er seine Marie ausreden ließ, ohne sie mit Bibelsprüchen und Schmähworten zu unterbrechen.

Marie fuhr fort: Sage mir aufrichtig: ist's nicht manchmahl mit den Feyertagen eine wahre Last? Da kommen ihrer zuweilen 3 und 4 hinter einander. Die meisten Leute werden des Kirchengehens darüber so satt, daß sie vor Uiberdruß gähnen; und so lange sollte man doch wirklich nicht singen, und beten und predigen, bis es einem zu wieder wird. — Auch die beste und nahrhafteste Speise schmeckt einem nicht mehr, wenn man sie zu oft bekommt. Nicht anders ist's mit dem Kirchengehn! Wie wohl thut einem die Ruhe, wenn man sechs Tage gearbeitet hat! und wie verdrießlich wird einem das Feyern, wenn es 3 — 4 Tage fort währt! Wie gern geht man in die Kirche, und wie wohl thut einem eine lehrreiche und tröstliche Predigt, wenn man alle acht Tage nur eine hört; aber nicht so, wenn des Kirchengehns zu viel ist. — —

Und dann denk' einmahl, wie groß oft der Schaden in der Saatzeit, in der Heu- und Getraide-Aernte für ein Dorf wird, wenn üble Witterung und Feyertage zusammen treffen. Oft könnte man sein Feld gar bestellen, und seine Sachen trocken und gut heimschaffen; aber da kommt ein Feyertag dazwischen und dann fällt üble Witterung ein, die oft einen Schaden von vielen hundert Gulden fürs Dorf macht. Wie hart gehts einen oft wegen der Feyertage mit der Viehfütterung! Da weiß man oft nicht ...

J, so schaffe meinet wegen auch den Sonntag ab, du Plaudertasche! fiel Meister Buckel ins Wort,

der sich unterdessen auf seinen Drehstuhl gesezt und einen alten Schuh in die Reparatur genommen hatte.

Marie, die sich nun scheute, die Predigt weiter fortzusetzen, brach ab. Ihr Eheherr aber blieb nach wie vor auf seinem Glauben.

Der dritte Pfingsttag war nun der erste Feyertag, der eingieng. Meister Kilian eilte, des Morgens ein Lied mit heller Stimme zu singen und so laut als möglich seine Predigt zu lesen. Dann aber stellte er sich in seinen Feyertagshosen und in dem neuen scharlachenen Brustlatze unter die Hausthüre, schmauchte sein Pfeifchen und rief allen Leuten, die zu Feld giengen, zu: viel Glück zur Arbeit!

Dieß sagte er mit einem Tone, der deutlich zu verstehn gab: Gott wird euch schon strafen, ihr Sabbathsschänder! Ohne Zweifel würde Meister Buckel seine nachmittägige Hausandacht mit einer Wirthshausandacht vertauscht, und den langweiligen Pfingstdienstag bey einer Kanne Wein gefeyert haben; zum Unstern für ihn, war aber dießmahl das ganze Dorf klüger als er. Das Wirthshaus war so leer wie an einem Bußtage, und alle Weinberge wimmelten von fleißigen Menschen. Welche Kurzweil hätte er sich demnach in der Schenke versprechen können?

Was Wunder also, wenn er sich fest vornahm, den nächsten Feyertag in einem benachbarten Orte, ausserhalb der Grafschaft, kurzweiliger zu begehn? — Das hielt er auch am nächstfolgenden Johannistage redlich und ehrlich. Bey guter Zeit warf er sich

in seinen beßten Sonntagsstaat, und rief dann seine Cameraden, mit denen er eine gottselige Wallfahrt nach Hammelhofen verabredet hatte, zusammen. Der Ort war über zwey Stunden von Dunkelhausen entlegen. Um mehr als die Hälfte näher lag ein andres ausherrisches Dorf, wo man den Feyertag eben so gut begieng; aber in Hammelhofen wohnte ein Wirth, der im ganzen Umkreise wegen seines guten Milchbrods, Sauerbratens und gerechten Getränkes berühmt war. Meister Buckel und seine Gesellschafter, die mehr von der Zech- als Heilsbegierde nach Hammelhofen gelockt waren, hatten also kaum durch die Spruchreiche und gedankenleere Predigt des dasigen Pfarrers für ihren unsterblichen Geist gesorgt, als sie auch darauf bedacht waren durch Sauerbraten und Firnewein eine noch zärtlichere Sorgfalt für ihren sterblichen Leib zu beweisen. Sie ermangelten nicht über Tisch die gewaltige Stimme des Herrn Pfarrers von Hammelhofen und den geistreichen Inhalt seiner Predigt hoch leben zu lassen, dagegen aber ihren Pfarrer zu vermaledeien, der auch nicht ein einziges Wort zu Gunsten der lieben Feyertage bey dem Grafen gesprochen habe. So gab ein Wort das andere bis der Mittag vorüber war. Man hielt nun für gut, auch bey der Nachmittagskirche zu bleiben, zumahl, da eben ein gewaltiges Gewitter über die Gegend von Dunkelhausen daher zog. Wirklich war kaum die Bethstunde vorüber, als in Hammelhofen ein so

furch-

fürchterliches Hagelwetter begann, wie sich dessen der älteste Mann nicht erinnerte. Die ganze Fluhr lag binnen einer halben Stunde wie ein Treschtennen. Auf einen ganzen Morgen Land stand oft kein gerades Halm mehr; die Bäume waren wie Reissig entblättert; die Gartenpflanzen lagen in Stücke zerhackt, und die Wetterseiten der Häuser hatten wenig ganze Scheiben behalten.

Groß war das Jammern und Wehklagen der Einwohner. Ja so gehts, so gehts! sagte Kilian Buckel ganz bedenklich zu seinen Cameraden. Da muß wohl recht der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden! Kurz er bewieß sonnenklar, daß dieser Hagelschlag nichts anders als ein Strafgericht Gottes über die Grafschaft Rosenfeld sey, wobey denn die armen unschuldigen Angrenzer mit leiden müßten. Er bewieß das auf folgende Art: erstlich, sagte er, konnte man deutlich sehen, wie das Wetter sich gerade über die Grafschaft zusammen zog; zweytens kam es gerade an dem ersten abgesetzten Aposteltage; drittens: so erschrecklich wie wir alle noch keines erlebt haben. Wie muß es erst in der Grafschaft aussehn!! Da wird wohl recht erfüllt was beym Haggai steht: ich plagte euch mit Dürre, Brandkorn und Hagel in aller eurer Arbeit; noch kehret ihr euch nicht zu mir, spricht der Herr. — Er verglich den Wetterschaden mit der siebenten Plage Aegyptens und seinen Grafen mit dem Könige Pharao. Nun geht hinaus, sagte er mit bitterm Lächeln, und

macht wieder Heu am Feyertage! Geht hinaus und schneidet und sammelt am Feyertage, wenn ihr was zu schneiden und zu sammeln habt! Leset eure Weinberge am Feyertage ab, wenn noch ein Härling daran ist! — Mit dergleichen Reden brachte er seine Gesellschafter so sehr in Harnisch, daß sie fest entschlossen waren, am nächsten Petri und Pauli-Tage einen Auflauf anzufangen, woferne der Pfarrer nicht dem Grafen zu Trotz predigen und den alten Feyertag wieder begehn würde. — Unter dergleichen erbaulichen Gesprächen waren sie über die Hammelhöfer Markung gekommen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen fanden sie, daß an der Grenze der Wetterschaden schon unbeträchtlicher war, und ihr geringer Verstand schien stille zustehn, als sie in dem gräflichen Gebiete kein zerknicktes Halm bemerkten. Kilian Buckel suchte zwar begreiflich zu machen, daß Gott vielleicht der Grafschaft nur von ferne habe zeigen wollen, was über sie noch ergehen würde. Geschieht das am grünen Holz, sagte er, was will am dürren werden? — Seine Cameraden aber schienen vor Freuden über die unerwartet angenehme Entdeckung gar nicht mehr auf Meister Kilians Predigt zu merken. Mir kommts fast vor, sagte einer, wie wenn du froh wärst, wenn das Wetter bey uns noch ärger gehaußt hätte als in Hammelhofen, damit nur deine Weissagung zuträfe. Meister Buckel aber kam über dem Vorwurfe so sehr in Unmuth, daß er sich, noch ehe sie ins Dorf kamen, mit der ganzen Gesellschaft entzweyte. Auf der Markung

fan-

fanden sie alles heiter und froh. Nicht ein Tropfen Regen war gefallen und hundert Hände waren geschäftig, das schönste Heu nach Hause zu schaffen. Einige von Kilians Gesellschaft nahmen sich vor, am nächsten Feyertage klüger zu seyn, und nicht wieder Zeit und Geld in Hammelhofen zu verlieren. Nur Meister Kilian blieb fest auf seinem Entschluße, bis ins Grab an keinem abgestellten Feyertage zu arbeiten.

Am Tage Petri und Pauli gieng er daher, weil niemand sich anschloß, ganz allein auf das nächstgelegene Dorf in die Kirche, mit Hinterlassung des ernstlichen Gebots an Weib und Kind: an dem heiligen Tag ja keinen Streich zu arbeiten. Kaum aber war Meister Buckel über den Weg, als Marie mit ihrem Martin sich aufmachte, eben so, wie andre gescheide Leute, an die Arbeit zu gehn. Auf ihrer Grundwiese lag Heu, das nur noch des lezten Wendens bedurfte. Komm, Martin, sagte sie, der Vater kehrt doch nicht vor Abends nach Hause. Indeß machen wir das Heu gar dürre, und ich und du führen es mit einander nach Hause. Martin, stolz darauf, den Wagen allein führen zu dürfen, war in Gesellschaft der Mutter gewaltig an der Arbeit. Aber eben da sie am beßten daran waren, kam Meister Kilian von der Predigt zurück. Das verschloßne Haus schien ihm gleich eine böse Vorbedeutung. Ohne viel umzufragen eilte er nach der Grundwiese, und — welch' ein Anblick! — Weib und Kind standen da und waren so werktäglich geschäftig, daß der fromme Vater

mehr

mehr flog als gieng, um seinen ungehorsamen Sohn unverzüglich, und dann auch die Mutter gebührend zu strafen. Martin ließ vor Schrecken den Rechen (die Harke) fallen, als er den Vater gewahr wurde; dieser aber griff ihn unbarmherzig beym Schopfe, und thürangelte, trotz der wehmüthigen Fürbitte der Mutter, so lang auf ihn los, bis der Arm ihm ermüdete. Gleiches Schicksal hatte er auch seiner Frau zugedacht; aber die zu Hülfe eilenden Leute rissen sie auseinander. Indessen mußten doch Frau und Kind, von seinen Schmähungen und Vorwürfen begleitet, unverzüglich nach Hause. Wer noch Heu auf den Wiesen hatte brachte es glücklich ins Trockne, nur Meister Kilian ließ das Seine, den beiden Aposteln zu Ehren, auf Haufen. In der Nacht aber fiel ein heftiger Wolkenbruch. Marie weinte vor Jammer als sie den Platzregen hörte. Siehst du nun, was du wieder angestellt hast mit deinem Unsinne? sagte sie zu ihrem Manne hinter dem grünen Vorhange. Nun weiß der Himmel wenn wir unser Heu trocken bringen, und wie schlecht es werden wird! — Aber mit dieser Sorge kam Marie in jedem Betrachte zu spät. Am Morgen fand sich keine Handvoll mehr auf der Wiese. Alles war von dem ausgetretenen Bache, der neben der Grundwiese lief, fortgeschwemmt, und die Wiese selbst zur Hälfte so sehr mit Kieß überführt, daß auch wenig Grummet für dießmahl zu hoffen war.

Marie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

men. Meister Kilian aber, der wahrscheinlich auf ein Wunder vom Himmel zum Beßten seines Heues gehofft hatte, stand wie versteinert. Ach Gott! ach Gott! schrie Marie, warum muß ich für den Unverstand meines Mannes so hart büssen? Ach du hartneckiger Mensch! — Da siehst du nun, wie es den Leuten geht, die sich aller Vernunft widersetzen. Das ganze Dorf hat sein Futter glücklich heimgebracht, und wir allein sind durch deine Schuld unglücklich. Da muß wohl recht der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden! Ach ich arme, unglückliche Frau!!

Unter solchen Wehklagen und Vorwürfen, bei welchen Meister Buckel so stumm blieb als ein Fisch, gieng es ins Dorf zurück. Ihr Weg führtr gerade vor dem Pfarrgarten vorüber. Guten Morgen, Meister Kilian, guten Morgen Marie! rief der Pfarrer dem Ehpärchen zu. Nun wie stehts auf dem Felde? Mein Gärtchen, Gottlob! hat wenig gelitten. — Aller Leute Heu, versetzte Marie, liegt im Trocknen, und das Meine ganz allein im Wasser. Ei, wie kommt das? Ihr habt doch schon ehvorgestern gemäht — erwiederte der Pfarrer. Marie begann nun unter vielen Thränen ihr Schicksal zu klagen, und immer dazwischen zu bemerken, daß der Schade an ihrem Heu nichts anders, als ein Strafgericht Gottes über ihren Mann sey. — Es ist kein besonders Strafgericht Gottes, sagte der Pfarrer. Es ist nichts als natürliche Folge von einem irrigen Begriffe, welchen Meister Kilian von dem Nutzen und von der Nothwendigkeit

keit der Feyertage hegt. Ich weiß, er hat auch mich über der Feyertagsabstellung geschmäht; aber ich war ihm nicht gram darum, weil ich wußte, daß er's nicht so böse meint. Mit der Zeit, dachte ich, wird er sich schon beklügen, wenn gleich jetzt die Gründe noch nicht verfangen — und seht, der Himmel scheint sich ins Mittel geschlagen zu haben. Meister Kilian wird nun auf Einmahl aufhören über die Verordnungen unsers Herrn Grafen zu schelten; wird einsehen, daß es auch mit der letzten, ihm so anstössigen Verordnung, gut gemeynt und wohl gethan war; wird künftig an Feyertagen desto fleissiger seyn; nicht mehr so oft in das Wirthshaus gehn; sich nicht mehr betrinken; das verderbliche Kartenspiel sich abgewöhnen; nicht mehr so gerne schachern, und mit seiner Marie so friedlich und schiedlich leben, als einer im Dorfe. — Ist das nicht mehr werth als ein paar Fuhren Heu?.... Aber warum steht Er so stumm da, Meister Kilian? will Er das etwa nicht?

Ach ja! versetzte dieser, und die Thränen liefen ihm die Wangen herab. — Die Feyertage haben mich leider! weder gescheid noch fromm gemacht — nun soll mich ihre Abstellung weiser und besser machen! Verzeihen Sie mir nur, lieber Herr Pfarrer!... verzeih mir liebe herzgute Marie! sagte er, indem er beyden die Hand bot — aber vor Schaam wandte er sich ab, und gieng eilends nach Hause. — Der Pfarrer ermahnte seine Marie, ihm nun wegen des Heues keine Vorwürfe zu machen, und gegen ihn doppelt freundlich zu seyn, um ihn nicht durch Vorwürfe

von

von dem guten Wege, worauf er zu seyn schiene, wieder abzubringen. — Sie that es. Kilian schien von der Zeit an ganz umgewandt. Von seiner geistlichen Spruchsprecherey hörte man selten etwas; aber er **that** um desto eifriger das Gute; gewöhnte sich an Fleiß und Sparsamkeit; in Saufgelagen sah man ihn nie mehr, und mit seine Marie lebte er in herzlicher Eintracht. Freylich gieng das nicht alles auf Einmahl; aber er bemühte sich doch **allmählig** besser zu werden, und da ihm sein Pfarrer mit Rath und That beystand: so gelang es ihm nun so gewisser. Er wurde binnen 15 Jahren ganz Schulden frey. Sein Martin erlernte das Handwerk bey einem geschickten Meister, und kam nach einer sechsjährigen Wanderschaft als ein ehrenbraver Bursche zurück. Meister Kilian übergab ihm sein Haus; machte sich ein Leibgeding, und starb erst im ehvorigen Jahre in den Armen seiner Marie, von ihr, von seinem Sohne, von dessen Frau und von allen wackern Leuten des Dorfes herzlich beweint.

Nachricht.

Für den Monat Julius sind erschienen, und sind sowohl einzeln, als auch in Verbindung mit allen nachfolgenden unter dem gemeinschaftlichen Titel: „**Fliegende Volksblätter**„ zu haben:

1. **Kilian Buckel**; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.
2. **Die Schatzgräber.** Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. **Der Spieler.** Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.
4. **Sechs weltliche Lieder** für lustige Landleute nach bekannten Melodien. Von

Von diesen fliegenden Volksblättern haben Hauptlieferungen übernommen:

In Augspurg, die Wolfische Buchhandlung. In Berlin, der Herr Buchhändler Maurer. In Breslau, Herr Buchhändler Meyer. In Frankfurth am Main, die Andräische Buchhandlung. In Gotha, die Expedition des Reichsanzeigers. In Hamburg, Herr Buchhändler Friedrich Perthes. In Hannover, die Herrn Gebrüder Hahn. In Leipzig, Herr J. Fr. Fleischer, Papierhändler. In Nürnberg, die Herren Gebrüder Felßecker. In Regensburg, die Buchhandlung, der Herren Montag und Weiß. In Wien, Herr Schaumburg und Compagnie. In Zürich, die Buchhandlung der Herren Orell, Geßner, Fueßly und Compagnie. Auch sind sie in den meisten andern Buchhandlungen und bey vielen Buchbindern zu haben. Alle Leipziger Messen werden allgemeine Titel zu den halben Jahrgängen mit Registern ausgegeben. Zur Verhütung des Nachdrucks, wird ein darüber erhaltenes K. Kaiserl. allergnädigstes Privilegium abgedruckt werden.

kommen ließet; so könnten sie euch doch nicht helfen. Ihr müßt ja selbst fühlen, daß entweder **Frösche** oder **Mäuse** in eurem Leibe sind. Die sind euch hinein gemacht worden. Aber die Kanalje, die euch das Uebel angemacht hat, muß es euch auch wieder abnehmen, wenn sie recht angegriffen wird. Dazu wird nun freylich manches erfordert, nähmlich ein **Pulver**, womit geräuchert, und ein gewisser **Balsam**, womit der Leib geschmiert wird. Ich habe beides bey mir, und schon Manchem damit geholfen, dem kein Doctor hat helfen können. Was soll ich denn geben, Herr Doctor, fragte der Kranke, wenn sie mir auch helfen? Zwölf Thaler, antwortete der Doctor, und wenn ihr mir die Hälfte davon sogleich gebt: so soll die Hexe diesen Abend noch vor eurem Fenster tanzen und mir versprechen, daß sie euch die Krankheit unter 9 Tagen wieder abnehmen will. Die Leute: hatten nun nicht einmahl einen einzigen Thaler im Hause; aber sie giengen zu einem guten Freund und borgten das Geld, damit dem kranken Manne, oder vielmehr dem Doctor, geholfen würde.

Wie giengs denn aber, als der Abend kam? da wird doch der Doctor sein Versprechen haben erfüllen müssen? Allerdings! **Er räucherte**, was er konnte und wußte. Die Leute, die in der Stube waren, guckten immer durch die Scheiben hinaus, um zu sehen, ob die vermeinte Hexe bald käme. Endlich kam sie. Sie sprang rund um das Haus herum und that so jämmerlich, als wenn sie vor Schmer-

zen nicht zu bleiben wüßte. Je kläglicher sie aber that, desto mehr räucherte der Arzt, bis sie endlich gar vor das Fenster kam und ihm versprach, daß sie gerne dem Manne das Uebel binnen 9 Tagen wieder abnehmen wollte, wenn er nur mit dem Räuchern nachließe, und sie nicht mehr so quälte. Damit war denn der Doctor und alle Leute im Hause wohl zufrieden, und das Räuchern wurde eingestellt. Wißt ihr aber, **welches die vermeinte Hexe war?** Es war des **Doctors eigne Frau**, die sich so verstellen mußte. Der abergläubige **Patient** aber, der noch nicht wußte, daß es keine Hexen gäbe, glaubte wirklich, es sey eine da gewesen, und er werde nun gewiß von seiner Krankheit bald befreyet werden. Er **war auch wirklich an demselbigen Abend viel munterer**, als sonst, er fühlte weniger Schmerzen, hatte in der darauf folgenden Nacht einen ruhigern Schlaf, und befand sich auch den andern Tag noch ziemlich wohl. Entweder hatte also die vorige Arzney noch so gute Wirkung gethan; oder die Besserung kam daher, weil sich der Mann so gute **Hoffnung** machte, und weil durch das Räuchern auch die **Luft in der Stube etwas verbessert** worden war. Wer weiß denn, wie lange man keine frische Luft in diese Krankenstube gelassen hatte. Und an das so nützliche Räuchern mit Wachholderbeeren hatten diese Leute vermuthlich auch noch nicht gedacht. Es war also ganz natürlich, daß der Mann jetzt einige Erleichterung spürte. Aber davon konnte er doch noch

nicht

nicht gesund werden. Die Krankheit war zu hartnäckig, die Hoffnung des Patienten war falsch, die guten Arzneyen hatte er zum Fenster hinaus geschüttet, und der Wunderbalsam, mit welchem er den Leib schmierte, hatte keine Kraft. Nach einigen Tagen wurde also der Mann wieder kränker, und den zehnten Tag nach dem Räuchern starb er. Er wurde geöffnet und es fand sich nichts in seinen Eingeweiden, als Wind.

So wurden nun viele Kranke von diesem Doctor betrogen, oder gar zu Tode kurirt. Er aber wußte sich allemahl heraus zuhelfen, und die leichtgläubigen Leute zu bereden, daß er die Schuld nicht habe, sondern daß sie selbst etwas versehen haben müßten. Und er hatte sich schon einen ganzen Beutel voll Geld gesammelt, ehe noch Jemand an seiner Kunst zu zweifeln anfieng. Manche seiner Patienten waren auch zufälliger Weise unter seiner Kur wieder gesund geworden. Diese lobten ihn, und wünschten, daß es diesem Ehrenmanne doch gefallen möchte, bey ihnen zu bleiben. Er selbst glaubte auch keinen bessern Ort zu seiner Absicht finden zu können, als dieses Finsterthal. Er erkundigte sich also bey seinem Wirthe, ob nicht ein Haus im Dorfe feil sey, das sich für ihn schicke? Ein Haus ist zwar feil, sprach der Wirth, aber ich kann dem Herrn Doctor nicht rathen, es zu kaufen. Dort steht es am Ende des Dorfs, es ist eins der schönsten und besten Häuser, aber es soll nicht geheuer (nicht sicher)

darin seyn, es soll sich ein Gespenst darin haben sehen lassen; und das ist auch die Ursache, warum es seit einigen Jahren leer gestanden, und keinen Käufer hat finden können, ob es gleich wohlfeil gegeben werden soll. Diese Nachricht war dem Doctor recht nach seinem Wunsche. Er kaufte das schöne Haus, und bekam es für ein Spottgeld. Ohne Furcht zog er hinein. Die Leute glaubten alle, wenn der Doctor den Geist erst gewahr würde, dann würde er seinen Kauf zu spät bereuen. Zu ihrer Verwunderung aber vergiengen mehrere Wochen, ohne daß sich der Doctor über so etwas beschwerte. Sie fragten ihn also, ob er denn noch nichts in seinem Hause gesehen habe? Ja wohl, antwortete er, in der ersten Woche kam es alle Nacht, und wollte mich necken. Aber ich gieng gleich zu einem **Mönch**, ließ **den Geist bannen, und ihn in jenen Wald tragen**, dort mag er gehen, so lange er will. Es hat mir freylich viel gekostet, aber nun habe ich doch Ruhe. Ich muß es dahin rechnen, daß ich das Haus desto wohlfeiler erhalten habe.

Kaum hatte dieses ein **gewisser Mann** im Dorfe gehört, so kam er zum Doctor und wollte auch gern **von einem Geiste befreyt seyn**. Seines Nachbars Licht hatte des Nachts einigemahl aus dem Kellerloch herüber in sein Haus geschimmert, und diesen Schimmer und seinen eignen Schatten hatte er in der Angst für ein feuriges und schwarzes Gespenst angesehen. Er bat also den Doctor, er möchte ihm doch sagen, wo der Mönch wohne, der

die

die Gespenster wegschaffen könne. Er habe leider auch eins in seinem Hause, das ihn einigemahl erschreckt habe, und dieses wollte er gern wegtragen lassen. Ja, sagte der Doctor, das wollt ich euch wohl gerne sagen; aber der Mönch hat mirs verboten. Wenn euch aber etwas daran gelegen ist, und ihr etliche **zwanzig Thaler** anzuwenden gedenkt, so will ich dafür sorgen, daß der Mönch Morgen Abends herkommt, und euren Wunsch erfüllt. Das war dem Manne desto lieber. Er stellte dem Doctor das Geld zu, und dieser bewerkstelligte die ganze Sache. Sein Hannswurst mußte eine Mönchskutte anziehen; sich des Nachts in der zwölften Stunde in das Haus des abergläubigen Mannes verfügen und den Geist citiren. Damit ihm nun seine Kunst nicht fehl schlagen möchte; so schlich sich der Herr Doctor heimlicher Weise auch mit in das Haus und versteckte sich in eine Ecke. Da nun der vermeinte Mönch oder der Hannswurst seine Geisterbeschwörung vollendet hatte, kam das alte Gespenst aus der Ecke hervor gekrochen, ließ sich aufhocken, und zum Hause hinaus tragen. —— So schändlich auch der Mann betrogen wurde, so wurde er doch froh, seines Gespenstes los zu seyn und bereuete es nicht, daß er seine beste Kuh verkauft, und das Geld an die Wegschaffung dieses Gespenstes gewendet hatte. Er hatte es selbst zum Hause hinaustragen sehen, und war also fest überzeugt, daß es nun fort sey; **denn was die Augen sehen**, pflegte er zu sagen, **das glaubt das Herz.**

Die Betrüger aber lachten ihn aus, und freueten sich über ihren schändlichen Gewinn, und weil ihnen diese erste Probe so gut gelungen war, so suchten sie, dergleichen Stückchen mehr zu spielen. Wo auch die Leute bisher noch nichts von Gespenstern gespürt hatten, da wußte es der Herr Doctor schon zu veranstalten, daß sich welche sehen lassen mußten, damit sein Hannswurst in seiner Mönchskutte doch etwas wegzutragen bekäme und viel Geld verdienen könne.

Da die Leute im Finsterthal durch die Vermittelung dieses Doctors nach ihrer Meinung von so manchem Gespenste befreyt worden waren, so erkundigten sich einmahl einige Nachbarn bey ihm, was es denn wohl mit dem Alp für eine Bewandniß habe? und ob der Mönch nicht auch diesen sollte wegschaffen können? Gern hätte der Doctor auch von diesem Aberglauben Profit gemacht. Weil er aber nicht wußte, wie er es anfangen sollte; so befand er es für gut, diesmahl die Wahrheit zu sagen. Vor dem Alp, sagte er, braucht ihr euch eben nicht zu fürchten, denn es giebt keinen. Und wenn ihr wirklich meint er drücke euch, so ist es nur **das Geblüt**, das euch im Schlafe nach der Brust zieht und euch da drückt und ängstiget. Diejenigen werden leicht von diesem vermeinten Alp, oder von ihrem eigenen Geblüte gedrückt, die vollblütig sind, die im Schlafe auf dem Rücken und mit dem Kopfe zu tief liegen, oder, die kurz vor dem Schlafengehen ihren Magen mit Speisen beschwert haben. Einer von diesen Bauern wollte dem Doctor die Ein-

wen-

Wendung machen, daß er selbst einmahl den Alp nach seinem Bette herzukommen gesehen habe; der andere meinte gar, er habe ihn einmahl in den Händen gehabt. Der Doctor aber fertigte sie kurz ab und sagte: Das sind lauter **ängstliche Träume** und Einbildungen gewesen, die dazu gekommen sind. Das muß ich besser verstehen, als ihr. Wahrscheinlich war er dießmahl unter andern auch deswegen so aufrichtig, um diese Leute ein andermahl wieder desto leichter betrügen zu können. Ich könnte noch vieles von den Betrügereyen dieses Doctors erzählen, z. B. davon: wie er die Diebe in seinem Obstgärtchen gebannet oder stehend gemacht habe. Aus dem aber, was wir bisher von ihm gehört haben, läßt sich schon schließen, wie es mit dem Bannen und andern ähnlichen Stücken zugegangen sey — und noch zugehe.

Dergleichen **Betrüger**, wie der Doctor war, fanden sich **noch gar viele** bey Finsterthal ein. Den **Ziegeunern** gefiel es da auch ganz besonders wohl. Sie kamen alle Jahre einigemahl dahin und hatten bey diesem Dorfe ihre Haupt-Niederlage. Ob gleich die Finsterthäler Leute eine gewisse Furcht vor den Ziegeunern hatten, weil sie so schwarz aussahen und aus Egypten oder richtiger aus Ostindien stammen sollten, so sahen sie sie doch auch gern, weil sie ihnen so manches Mittelchen gegen die Zauberey bekannt machten und den Jungfern und Junggesellen so viel Gutes **wahrsagten**. Ob es eintreffen werde, das konnten die Ziegeuner freylich nicht wissen; aber das

konnten sie doch wohl voraus sehen, daß sie allemahl ein größeres Stück Speck, oder mehr Mehl und Eyer bekommen würden, wenn sie Gutes, als wenn sie Böses prophezeiheten. Deswegen schwazten sie diesen Leuten allerley Dinge vor, die sie gern hörten, und baten sich zugleich dasjenige von ihnen aus, was sie sich wünschten. Wo aber gute Worte nichts helfen wollten, da prophezeiheten sie desto mehr Böses, und wünschten Menschen und Vieh alles Unglück auf den Hals. Nun glaubten die einfältigen Leute, weil es die Ziegeuner gesagt und gewünscht hätten, so könnte es leicht eintreffen, sie giengen also hin und holten ihnen noch, was sie im Leben hatten. Dann konnten die Ziegeuner bey ihrem Feuer sieden und braten, und manche, die sich von ihnen hatten wahrsagen lassen, mußten ihre Suppen ungeschmelzt essen.

Immer konnten die Ziegeuner freylich nicht bey diesem Dorfe liegen bleiben; sie mußten weiter und **sehen, ob nicht auch in andern Dörfern noch solche Narren wohnten**, die sich gerne wahrsagen oder etwas gegen das Bezaubern verordnen ließen. Wenn sie aber auch weggezogen waren, so waren die Finsterthäler darum noch nicht ganz verlassen. Ihre Begierde, zukünftige und verborgene Dinge zu wissen, war weit und breit bekannt: darum fanden sich noch allerhand Leute ein, die ihnen **das zu offenbaren** versprachen, **was doch** eigentlich kein Mensch, sondern **Gott nur wissen kann.** Manche wahrsagten ihnen aus den Händen, und aus dem Gesichte,

man=

manche aus der Kaffeetasse oder aus den Sternen, manche schlugen ihnen auch die Karten. Da erfuhren sie denn doch, was für Glück oder Unglück ihnen noch bevorstehe, auch wohl gar, wie lange sie noch leben würden und in welchem Jahr der jüngste Tag kommen werde. Ja sie warteten nicht einmahl immer, bis diese Betrüger zu ihnen kamen, sondern sie giengen ihnen mit ihrem Gelde oft noch Stunden weit entgegen. Wenn ihnen nähmlich etwas gestohlen wurde: so giengen sie zu einem Ziegeuner, oder zu einem Fallmeister und ließen sich von ihm sagen, wer der rechte Dieb sey. Sie glaubten wirklich, der **weise Mann** habe so etwas, etwa einen **Erdspiegel**, oder doch ein anderes **unmögliches Ding**, woraus er sehen könne, **wer der Dieb sey**, und wohin er die gestohlenen Sachen gebracht habe. Sie glaubten auch, er könne dem Diebe ein Zeichen anthun, oder ihn so bremsen, daß er das Gestohlne wieder bringen müßte. Ob sie nun gleich schon oft von solchen weisen Männern belogen und betrogen worden waren, so ließen sie sich doch nicht in diesem Aberglauben irre machen. Was der Dieb mitgenommen hatte, das büßten sie ungern ein. Den **Gulden** aber, den sie nach ihrer Gewohnheit dem weisen Manne noch bringen mußten, den gaben sie mit Vergnügen, und wenn es auch der einzige war, den ihnen der Dieb noch zurück gelassen hatte. Nur das war ihnen nicht lieb, wenn sie hinterdrein **dem Amtmanne** noch ein paar Thaler bringen sollten.

Nach dem Geschwätz, welches der weise Mann getrieben hatte, glaubte nähmlich mancher, er könne nun schon vermuthen, wer der Dieb gewesen sey. Wenn er nun nach Hause kam; so sagte er den Leuten seine Meinung, oder setzte auch wohl gar denjenigen zur Rede, auf den er Verdacht hatte. Wenn nun der Mensch doch unschuldig gewesen ist, wird ihm eine solche Beschuldigung oder eine so schlimme Nachrede nicht geschmerzt haben? Der Mensch wollte sich nicht zu einem Diebe machen lassen, er gieng also hin und mußte für die Beschuldigung noch ein paar Thaler Strafe geben. Da kamen denn die Finsterthäler durch ihren Aberglauben immer tiefer hinein. Die mehresten wurden zusehens ärmer. Wer nicht sehr viel Vermögen hatte und neben den abergläubigen Zeug auch noch andere gute Mittel fleißig gebrauchte, welche das, was der Aberglaube verdorben oder weggenommen hatte, wieder einigermaßen verbesserten oder ersetzten, der gerieth nach und nach herunter, in Noth und Armuth. Es war z. E. kein Nachbar in Finsterthal, der nicht einen oder mehrere Thaler anwendete, sich einen Lappen von einem Gehenkten anzuschaffen, um seine Pferde damit zu streichen, daß sie schön und fett würden. Diejenigen nun, die sich ganz auf die Kraft dieses Lappens verließen, und weiter nicht viel an den Pferden thaten, als daß sie dieselben täglich damit bestrichen (welches freylich auch gut war, aber eben sowohl mit einem

an-

andern Lappen hätte geschehen können,) mußten freylich sehen, daß ihre Pferde gleich wohl immer elender wurden, auch wohl gar krepierten. Die andern aber, die ihre Pferde neben diesem abergläubigen Mittel auch gut und ordentlich fütterten, sie zu rechter Zeit tränkten, sie von Staub und andern Unreinigkeiten befreyten, und sie bey der Arbeit nicht überluden oder übertrieben, diese brachten es freylich doch dahin, daß ihre Pferde stark und fett wurden, und daß sie jenen Thaler, den sie gleichsam zum Fenster hinaus geworfen hatten, durch ihren Fleiß wieder verdienten. Diese letztern nun, die bei ihrem Aberglauben fleißige Arbeiter und ordentliche Haushälter waren, konnten freylich doch wohl noch vermögende Leute bleiben und sich auch eher etwas zu gute thun, als die Faulen und Liederlichen.

Indeß hielt man diejenigen, welche **noch mehr** als andere im **Vermögen hatten**, deren Pferde noch gut aussahen und die von ihren Kühen viele Milch und Butter bekamen, für Hexen und Hexenmeister. Das mußten sie seyn, sie mochten wollen oder nicht. Denn woher können sie es denn haben? sagte Hanns, da einst in einer gewissen Gesellschaft das Gespräch auf solche Leute kam. Wer weiß, was sie machen, daß ihre Pferde so glänzen und sie so viele Butter verkaufen können! Ich und meine Frau haben solche Künste nicht gelernt und wollen sie auch nicht lernen. Dieser Meinung bin ich auch, versetzte Michel. Habt ihr denn gesehen, was gestern Abends in eurer Nachbarschaft einmahl für ein Feuer

war?

war? Das war ja ein Spektackel! Eurer alten Nachbarin habe ich schon lange nicht getraut, weil sie mir um die Augen her immer so roth ausgesehen hat. Im vorigen Jahr hatte sich meine Frau einmahl mit ihr gezankt und den Tag darauf brach meine Kuh ein Bein. Ja! ja! sagte Hanns, die wird es auch seyn, die mich um mein Pferd gebracht hat. Sie hat mir auch oft nachgesehen, wenn ich in den Stall gegangen bin! Einmahl wollte sie gar einen Rechen bey mir borgen! Diese Reden hörten nun mehrere mit an. Sie wurden weiter erzählt, und alle Leute schöpften daraus einen **Argwohn** auf die alte Frau, die sich doch eben so sehr vor bösen Leuten fürchtete und wohl noch mehrere Kreuze an ihre Thüren und Krippen gemacht hatte, als Hanns und Michel. Endlich wurde es ihr selbst gesagt, daß Hanns und Michel so übel von ihr gesprochen, und daß man sie deswegen im ganzen Dorfe in einem so schlimmen Verdacht habe. Die Frau erschrack über diese Nachricht, es kränkte und schmerzte sie so sehr, daß sie die bittersten Thränen weinte. Sie wurde aber auch so aufgebracht über Hannsen, daß sie gleich hinüber in sein Haus lief, um ihm die Meinung derb zu sagen. Sie nannte ihn einen faulen und liederlichen Kerl, Hanns aber schimpfte sie eine alte Hexe, kriegte sie beym Kopf und warf sie zur Thür hinaus. **Nun kam die Sache vor's Amt;** es entstand ein langer Prozeß, und Hanns mußte Unkosten und Strafe zahlen. Da er beym letzten

Ter-

Termin die Strafe erlegt und die Unkosten bezahlt hatte und aus der Stadt nach Hause zurück gehen wollte, winkte ihm der Thorschreiber und sagte: Nun, Hanns, wie ist die Sache abgelaufen? Nicht gut für mich, antwortete er, das Pferd war erst verloren und blieb verloren, aber nun habe ich das Fohlen auch verkaufen und das Geld dem Amtmann bringen müssen! Ey! ey! sprach der Thorschreiber, ihr seyd wirklich zu bedauern! Ihr hättet aber auch nicht gleich von bösen Leuten und von Hexen sprechen und diesen die Schuld geben sollen. Ich wollte wohl besser wissen, was euch um eure Pferde gebracht haben wird. Die Pferde stehen euch nicht in eurem Stalle, und dafür muß ein Mittel gebraucht werden. Was braucht man denn da? fragte Hanns. Der Thorschreiber antwortete: Ihr müßt ein lebendiges Pferd vor die Stallthür begraben. Aber, sagte Hanns, ich habe nur noch ein einziges und kein Geld, daß ich hernach wieder andere Pferde kaufen könnte! Nun, so begrabt dies eine, versetzte der Thorschreiber; so wißt ihr hernach gewiß, daß euch keins wieder krepiren kann. Hanns merkte, daß der Thorschreiber seiner spottete und wollte fortlaufen. Der Thorschreiber aber rief ihn wieder zurück und sagte: Wenn euch das Mittelchen mit dem Pferde nicht ansteht, so will ich euch noch ein anderes sagen, das recht probat gegen die Hexerey ist. Ihr müßt drey junge Hunde nehmen, die die Augen noch nicht offen haben und müßt sie unter die Schwelle des Stalles

begraben, sie dürfen aber ja nicht mit blossen Händen angefaßt werden! Das hab ich lange gethan, antwortete Hanns, und wer weiß, wo die Leute in der Stadt dies Mittelchen erst gelernt haben? ob es nicht auch von uns herrührt? Der Thorschreiber wollte weiter reden, aber Hanns wollte nichts mehr wissen; er sprang fort.

So mußte sich der arme Hanns wegen seines Aberglaubens, der ihm so viel gekostet hatte, auch noch **verspotten lassen.** Seinen Mitnachbarn gieng es eben nicht besser. So oft sie in eine Stadt oder in ein Dorf kamen, wo die Einwohner bessere Einsichten hatten, so wurden sie wegen ihrer Thorheiten gefoppt und ausgelacht. Und wenn in jenen Dörfern Jemand eine abergläubige Meinung vorbrachte und etwa sagte: Einem jungen Hunde müsse man von einem Bettelmanne den Namen geben lassen, sonst könnten ihn die Diebe leicht zum Stillschweigen bringen — Auf Bartholomäustag dürfe man nicht auf das Krautland gehen, weil da Barthel die Häupter austheile — Wenn eine Kuh blähe, so müsse man ein Erbtuch um sie her binden, das habe mehr Kraft, als ein anderes Tuch — Wenn ein junger Bursch ein Mädchen so lieb habe, daß er nicht von ihr lassen wolle, so habe sie es ihm zu essen gegeben, u. s. w. Wenn jemand im Ernst so etwas vorbrachte, so pflegte man nur zu sagen: **Du redest, als wenn du von Finsterthal wärest.** Und so wurden die Finsterthäler wegen ihres Aberglaubens in jener ganzen Gegend zum Sprichworte.

Was

Was aber für Hannsen noch das Schlimmste war, das war dieses: daß durch den fatalen Streit zwischen ihm und seinen nächsten Nachbarsleuten eine grosse Feindschaft und Verbitterung entstanden war. Täglich mußten diese Leute neben einander hingehen und keins konnte das andere aufrichtig ansehen oder ihm einen guten Morgen bieten. Denn ihre Herzen waren voll Haß und Argwohn. Sonst konnte doch Hanns seine Nachbarsleute in der Noth um Hülfe rufen, auch manchen Dienst von ihnen erwarten, jetzt durfte er sie um nichts mehr ansprechen. Und so, wie es zwischen diesen beyden Nachbarn war, so war es fast im ganzem Dorfe. Der Aberglaube machte die Leute argwöhnisch und mißtrauisch gegen einander und verursachte viel Zank, Streit und Feindschaft, so, daß keiner seines Lebens mehr froh werden konnte. Es traf aber auch bey ihnen ein, was man im Sprichwort sagt: Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Es gab Leute genug in Finsterthal, die durch das Vertrauen auf abergläubige Mittel, durch Liederlichkeit und Streitsucht um ihr Vermögen gekommen waren und die auch auf keinen grünen Zweig wieder kommen konnten, weil sie von ihren Thorheiten nicht abließen. Nun aber kamen einmahl zwey von solchen Nachbarn sehr schnell wieder empor. Sie bezahlten ihre Schulden, ließen ihre Häuser ausbessern, sie kauften auch mancherley und bezahlten alles mit baarem Gelde. Diese muß-

ten nun nach der Meynung Einiger Dorfs-Nachbarn einen Schatz gefunden haben; andere aber meinten, sie würden sich wohl ein **paar Heckmännchen** oder **Heckthaler** angeschaft haben. Von den Heckmännchen dachten sie, es wären so kleine lebendige Kreaturen, die man etwa in einer Schachtel aufheben könnte, und so oft man nachher dieselbe öffnete, läge ein Dukaten darinn, den man heraus nehmen könnte. Die Heckthaler aber sollten täglich oder wöchentlich einen neuen Thaler neben sich liegen haben. Daß es nun solche Heckmännchen und Heckthaler nicht geben könne, braucht man einem verständigen Menschen wohl nicht erst zu sagen. Und was man sonst von Schätzen gesprochen hat, daß dergleichen hie und da in der Erde ständen, daß gewisse Geister sie in ihrer Gewalt hätten, aber auch gezwungen werden könnten, sie herauszugeben, und dergleichen, das ist auch alles erlogen gewesen. Es kann ja wohl an manchen Orten etwas Geld in der Erde liegen, das etwa einmahl bey einer Feuersbrunst verloren gegangen, oder in Kriegszeiten dahin versteckt worden ist. Wo aber solches Geld liege, kann Niemand eher sagen, bis man etwa beim Umgraben der Erde einmal darauf kömmt. Die **Bauern sind die rechten Schatzgräber**, diese wissen die besten Schätze aus der Erde zu bringen, und zwar mit dem Pfluge und der Egge. Aber diese Art Schätze zu graben, wurde in Finsterthal von vielen für nichts geachtet. Von den beyden Nach-

barn

barn wußte man freylich auch gewiß, daß sie ihr Geld nicht durch ihren Fleiß, oder etwa durch eine Erbschaft erhalten hatten. Nun glaubten viele, sie müßten entweder Schätze gegraben, oder sonst etwas verdächtiges in ihren Häusern haben, und sprachen öffentlich davon, so, daß die verdächtigen Nachbarn bisweilen selbst zuhören konnten. Diese verantworteten sich auch nicht viel gegen diese Beschuldigungen. Das machte jene in ihren abergläubigen Gedanken noch gewisser, und manche, die auch nothwendig Geld brauchten, sagten zu einander: Wenn wir nur auch einen solchen Schatz zu heben wüßten! Mit den Heckmännchen und Heckthalern schien es ihnen doch noch bedenklich, weil sie meinten, das wäre schon so gut, als wenn sie einen bösen Geist im Hause hätten.

Zu ihrem Glück oder Unglück fanden sich bald **etliche Männer**, die ihnen nicht nur sagten, **wo dergleichen Schätze ständen**, sondern sich auch erboten, ihnen dieselben zu **heben**. In unserer Gegend würde ein solcher Schatzgräber seine Sache sehr listig anstellen und viele Ceremonien machen müssen, ehe sich noch ein Bauer würde hintergehen lassen. In Finsterthal hingegen brauchten diese Betrüger wenig List anzuwenden. Da machten sie sichs recht bequem und gruben den Leuten die Schätze in ihren eignen Häusern. Entweder im Haustennen, (Hausdiele) oder im Keller. Es geschahe des Nachts in der zwölften Stunde. Die

Schätze waren allemahl mit Geld oder andern kostbaren Sachen versetzt, wie sie die Schatzgräber eben wünschten und brauchten. Dies Geld, oder diese Sachen, nahmen sie von den Leuten in den Stuben in Empfang, dann blieben die Leute in den Stuben zurück, durften binnen einigen Stunden weder die Fenster noch die Stubenthür öffnen, damit die Schatzgräber Zeit hätten, im Tennen oder im Keller erst ein wenig herumzupoltern und dann sich ganz leise zur vordern oder hintern Hausthüre hinauszuschleichen und mit dem Schatze, den sie nun schon für sich in der Tasche hatten, über Berg und Thal davon zu laufen. Den Leuten in den Stuben wurde freylich Zeit und Weile lang, ehe sie den Schatz erhielten. Gern hätten sie die Stubenthür ein wenig geöffnet und dem Schatzgräber zugesehen, wenn sie nicht hätten besorgen müssen, daß ein böser Geist sie bey den Köpfen kriegte, oder daß wenigstens der Schatz, der vielleicht nun schon aus der Erde hervorgestiegen wäre, sich plötzlich wieder hinunter senken würde, so, daß sie ihn in ihrem Leben nicht wieder zu sehen bekämen. Endlich wagten sie es doch, die Thüre ganz leise zu öffnen und hinaus zu gehen. Was wurden sie aber nun gewahr? Leider! gar nichts, als was sie alle Tage in ihrem Tennen und Keller gesehen hatten. Sie suchten in allen Ecken, es war aber weder ein Schatzgräber noch ein Schatz zu finden, und sie sahen nun bald mit Erstaunen und mit großer Betrübniß ein, daß sie betrogen waren.

Was sollen wir nun anfangen? sprach ein Freund zu dem andern, nun sind wir noch ärmer, als vorher! Zum Schatzgraben scheinen wir kein Glück zu haben. Es wird wohl kein anderer Rath seyn, als **sich ein Heckmännchen oder einen Heckthaler anzuschaffen.** Wenn wir nur wüßten, wo wir eins oder das andere bekommen könnten. Einige Tage darauf kam wirklich ein Mann ins Dorf, welcher ihnen ganz heimlich dergleichen Dinge zum Verkauf bot. Er hatte in einer andern Gegend **gewisse Käfer** gesammelt, von denen er leicht glauben konnte, daß sie den Finsterthälern ganz unbekannt seyn würden. Diese verkaufte er ihnen und ließ sich für einen jeden einen Dukaten bezahlen. Er sagte ihnen aber auch, wie viele Dukaten sie nun in einem Jahre von solchen Heckmännchen erhalten würden. Merkte der Handelsmann, daß die Leute vor seinen kleinen Geisterchen allzusehr erschracken; so bot er ihnen Heckthaler an. Für diesen aber mußten sie wohl viermahl so viel geben, als er eigentlich werth gewesen ist. Alle, die nun von dieser losen Waare gekauft und ihr letztes Geld dafür ausgegeben hatten, glaubten wirklich, nun wäre ihnen doch endlich aus aller Noth geholfen. Fast alle Stunden sahen sie nach, ob nun etwa ein Dukaten, oder ein neuer Thaler darneben läge, aber sie fanden immer nichts. Nach einigen Tagen sahen sie gar, **daß die Heckmännchen gestorben und manche Thaler ganz weg waren.** —

was es mit jenen für eine Bewandniß habe, konnten sie noch immer nicht errathen; von den Thalern aber sagten sie, das wären gewiß keine Heckthaler, sondern **solche Thaler** gewesen, die **wieder heim giengen**. Denn daß es auch Geld von dieser Art gäbe, wollten die Finsterthäler schon mehrmahl erfahren haben. Sie wußten aber auch ein Mittel dafür. So oft sie nähmlich Korn verkauft oder sonst Geld gelöst hatten, mußte solches Geld von allen, die im Hause waren, in die Hände genommen, oder es mußte doch in ein Gefäß gelegt werden, worin alle die Hände gewaschen hatten. Wenn es hierauf vou dem Hausvater **recht aufgehoben** wurde, so daß es kein böses Kind vertragen, kein untreues Gesinde und kein anderer diebischer Mensch entwenden konnte, dann blieb das Geld da und gieng nicht wieder heim.

Viele Nachbarn in Finsterthal hatten es versucht, sich ohne Mühe so viel Geld zu verschaffen, als jene beiden Nachbarn auf eine so unbegreifliche Weise erhalten hatten; aber alle waren leider von den Schatzgräbern und Heckmänchenskrämern schändlich betrogen worden. Und nun, da sie einander ihren Verlust mit Schmerzen klagten, und noch immer nicht klug aus der Sache werden konnten, zeigte sichs endlich, woher jene Nachbarn ihr Geld hatten. Es war einige Jahre vorher **ein Kästchen voll Geld** bey Finsterthal verloren gegangen, das hatten diese beiden Nachbarn **gefunden** und es dem

rechten Herrn nicht wieder zurückgegeben, ob gleich im ganzem Dorfe und auch bey ihnen darnach gefragt worden war. Sie hatten vielmehr das Geld so lange versteckt, bis sie dachten, nun wäre die Geschichte vergessen und nun könnten sie es ohne Gefahr benutzen. Sie glaubten nun zwar, ihre Sache listig angestellt zu haben; aber durch Gottes Schickung kam alles klar an den Tag. Und da die Männer das Geld schon ausgegeben hatten, so wurde ihnen fast alles genommen, was sie hatten. Was ihnen jetzt wiederfuhr, das hatten sie längst befürchtet, darum war es ihnen auch immer lieber, wenn die Leute sagten, sie hätten Schätze oder Heckemännchen, als wenn sie auf die rechte Spur gekommen wären. Wäre die Sache noch nicht an den Tag gekommen, so würden sich diese beiden Nachbarn auch noch Hexenmeister haben nennen lassen, und stille dazu geschwiegen haben.

Und was für ein Unheil hätte nicht hieraus wieder entstehen können! Es gab damahls auch noch solche **Betrüger** und Betrügerinnen, **die sich wirklich für Hexenmeister und Hexen ausgaben.** Wenn nun deren einer nach Finsterthal gekommen wäre, wer wüßte, ob er für ein gutes Lehrgeld nicht auch Lehrlinge in der Hexerey bekommen hätte.

In Finsterthal kam es jedoch nicht so gar weit, daß ein Betrüger die abergläubigen Leute auch im Hexen hätte unterrichten und sie dadurch vollends gar ins Verderben hätte stürzen können. Es wurden auch

keine Hexen verbrannt, obgleich viele es **gern gesehen** haben würden, wenn manche Weiber, die von ihren guten und gesunden Kühen viel Butter bekämen, und manche geschickte Handwerksleute, die viele Kunden hatten, verbrannt worden wären. Dagegen aber stand ihnen nun noch **ein anderes großes Unglück** bevor.

Eine Frau räucherte in ihrem Stalle, nicht um die Luft zu verbessern, sondern, die bösen Leute zu quälen, daß sie von ihrem Vieh ablassen möchten. Da sie die Kohlen im Räuchertopf angeblasen und eine Hand voll Kräuter darauf gelegt hatte, setzte sie den Topf nieder und gieng erst in die Küche. Indessen fiengen die Kräuter an zu brennen. Das Feuer ergriff das daneben liegende Stroh, und ehe die Frau wieder in den Stall kam, war alles voll Feuer, **das ganze Haus gerieth im Brand**, das Feuer war nicht zu löschen, es brannte fort, bis **das ganze Dorf in der Asche lag.** Vielleicht wäre das Feuer im Anfang doch zu löschen gewesen, wenn Jemand hätte löschen wollen. Aber da liefen alle nach einem Juden, der **das Feuer besprechensollte.** Und da dieser seine Sprüche aus dem alten Testament vergebens hergesagt hatte, suchten sie wieder einen Christen, der im Namen der heiligen Dreyeinigkeit dem Feuer gebieten könnte, daß es stille stände, (denn so mißbrauchen die abergläubigen auch sogar den heiligen Namen Gottes). Indessen hatte das Feuer schon zu

weit

weit um sich gegriffen, daß nun alles Löschen nichts mehr helfen wollte.

Die Frau, die dieses Unglück angerichtet hatte, wurde nachher **vor das Amt gefordert** und gefragt, was sie denn gemacht habe, daß in ihrem Hause ein solches Feuer entstanden sey? Ich habe geräuchert, Herr Amtmann, antwortete die Frau. Ich hätte es nicht gethan, aber die Kuh war gar zu sehr behext; da mußte ich zum Herrn Doctor gehen und der hat mir auch die Kräuter dazu gegeben. Daß das Räuchern auch bey dem Vieh zuweilen nöthig sey, sprach der Amtmann, will ich nicht wiederstreiten, daß aber eure Kuh behext gewesen sey, das glaube ich nicht. Krank und elend wird sie wohl gewesen seyn, weil sie kein gutes Futter bekommen hat und sonst nicht gut gewartet worden ist. Auf diese Art ist manche Hausfrau ihre eigne Hexe. Nein, Herr Amtmann, versetzte die Frau, vor dieser bösen Kunst soll mich Gott behüten, ich bin keine Hexe; aber geplagt werde ich von ihnen an allen Orten, bald an dem Vieh, bald an mir selbst mit Ungeziefer und dergleichen. Stille nur, sagte der Amtmann, das wollen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Wie habt ihr es denn aber gemacht, daß das Haus angegangen ist? Ich habe nichts gemacht, antwortete sie, als daß ich die Kohlen angeblasen, und die Kräuter darauf gelegt habe. Was aber die Hexe hernach gemacht hat, da ich in der Küche und nicht mehr beym Räuchertopf

 war,

war, weiß ich nicht. Und mein Mann ist auch mit Schuld an dem Unglück. Er hat an demselben Morgen nicht in den Kalender gesehen und mir nicht gesagt, ob ein glücklicher oder unglücklicher Tag sey. Ich habe auch schon längst haben wollen, er sollte das Haus von einem Ziegeuner gegen das Feuer verwahren oder besprechen lassen, aber er hat es nicht gethan. Mir würde das Unglück wohl nicht begegnet seyn, denn ich habe ja eine Glückshaube mit auf die Welt gebracht; aber mein Mann ist in einem bösen Zeichen gebohren. Ja, ja, Herr Amtmann, das Unglück hat geschehen sollen, darum ist es auch geschehen.

Der Amtmann erstaunte über den Aberglauben dieser Frau. Er wußte nicht, was er mit ihr anfangen sollte. Endlich sprach er: Ihr scheint mir ein recht abergläubiges Weib zu seyn. Ihr führt ja lauter Ursachen an, die es gar nicht giebt, oder die doch das Feuer nicht haben hervorbringen können. Von den wahren Ursachen aber wollt ihr nichts wissen. Wenn das Räuchern nur um der bösen Leute willen geschehen ist; so hätte dieses schon gänzlich unterbleiben können: wolltet ihr aber dennoch räuchern, warum bliebet ihr denn nicht bey eurem Räuchertopf? Warum setztet ihr ihn nicht an einen Ort, wo nichts Brennbares daneben war? Euer Aberglaube und eure Unvorsichtigkeit, das sind die wahren Ursachen von dem Ausbruche des Feuers gewesen. Nun seht ihr aber auch, wie

Gott

Gott euren Aberglauben bestraft hat. Wäret ihr nicht sonst bestraft genug; so würdet ihr, besonders wegen eurer Unvorsichtigkeit, noch eine besondere Strafe verdienen. Indessen werde ich doch dem Fürsten die Sache berichten, und wir werden sehen, was er dazu sagen wird.

Der Amtmann schrieb also einen **Bericht** und meldete dem Fürsten alles, was die Frau gesagt hatte. **Der Fürst erstaunte** eben so sehr über den Aberglauben dieser Frau, und weil er aus dem Bericht schliessen konnte, daß die übrigen Finsterthäler eben so abergläubig wären und solche Thorheiten getrieben hätten; so gieng es ihm recht nahe, daß diese seine Unterthanen sich äußerlich und innerlich in so betrübten Umständen befänden. Er überlegte auch schon, **wie ihnen doch wohl zu helfen sey.**

Bald darauf kamen einige **Abgeordnete von der Gemeinde** in Finsterthal zum Fürsten und baten um die Erlaubniß, zum Aufbauen ihrer Häuser, Kirche und Schule eine **Kollekte** einsammeln zu dürfen. Der **Fürst** nahm sie gnädig auf. Er ließ sich auch in ein **Gespräch** mit ihnen ein, um zu erfahren, ob sie auch so mit Aberglauben behaftet wären, wie jene Frau. Das Unglück, das euch betroffen hat, sprach der Fürst, ist mir schon bekannt. Ist es denn aber wahr, daß eine Frau die Thorheit begangen hat, in ihrem Stalle zu räuchen? Ja, antworteten die Leute, das ist wohl wahr. Doch kann man es wohl der armen Frau nicht verdenken, sie

wird es wohl der bösen Leute wegen nöthig gehabt haben. Sie muß aber vermuthlich etwas dabey versehen haben, entweder, daß sie das Kreuz nicht vor sich gemacht oder den Stall nicht recht verwahrt hat; und da ist denn der letze Betrug ärger worden, als der erste. Auch bey dem Löschen ist ein großer Fehler vorgegangen. Die Gemeinde-Vorsteher haben zwar das Feuer versprechen lassen, aber nur durch einen Juden und durch einen gemeinen Christen. Meine Mutter aber bleibt dabey, **es könne Niemand das Feuer besser versprechen, als der Fürst.** Wenn nun einer so klug gewesen und gleich hieher geritten wäre zu Ihro Durchlaucht, so würden Sie uns ihre Hülfe wohl nicht versagt haben. Der Fürst mußte lachen, da er dieses hörte. Er wußte nun, was er wissen wollte, und sagte zu den Männern: Ja, wenn ich nur zugegen gewesen wäre, ich hätte das Feuer schon versprechen wollen. Zum Feuer selbst würde ich zwar nicht gesprochen haben, aber desto mehr zu **euch**, daß ihr nicht müßig dabey stehen, sondern Hand anlegen und mit Wasser und Schlamm fleißig löschen solltet. Doch, das ist nun zu spät. Ich merke überhaupt, daß ihr Finsterthäler noch sehr abergläubige Leute seyd. Das ist nun wirklich fast noch **ein größeres Uebel**, als daß ihr jetzt keine Häuser habt. Wenn man euch zum Aufbau euerer Häuser auch behülflich wäre, und ihr behieltet euren Aberglauben, so müßte man ja besorgen, daß ihr in kurzer Zeit wieder ein ähnliches Unglück anrichtetet. Und wenn

auch das nicht wäre, so könnt ihr bey solchem Aberglauben doch nimmermehr wieder auf einen grünen Zweig kommen. **Damit euch nun recht geholfen werde;** so will ich eurem Prediger befehlen, daß er euch alle Jahre einige **Predigten vom Aberglauben** halten; dem Schulmeister aber, daß er die **Kinder** bey Zeit von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens **unterrichten** soll. Auch will ich euch ein **Buch** schenken, in welchem manche abergläubige Meinungen recht schön wiederlegt sind. Da die Bauern von einem Buche hörten, fragten sie, ob es etwa das Buch wäre, das von **Doktor Faust** handelte? Dieses hätten sie auch schon gehabt und gern darin gelesen, es sey ihnen aber nun leider verbrannt. Nein, erwiederte der Fürst. Das Buch, das ich euch schenken will, ist ganz das Gegentheil von dem, was ihr gehabt habt. Durch das eurige seyd ihr nur im Aberglauben bestärkt worden, und es ist nicht Schade, daß es verbrannt ist; durch das neue Buch aber sollt ihr von eurem Aberglauben befreyt werden. **Wenn ihr mir nun versprechen wollt,** die Predigten aufmerksam anzuhören, eure Kinder fleißig zur Schule zu schicken und öfters mit ihnen in diesem Buche zu lesen; so soll euch zum Aufbau eures Dorfes geholfen werden. Die Bauern stutzten, da sie dieses hörten, und sagten: Sie allein könnten das nicht versprechen, sie müßten erst **die ganze Gemeinde darum fragen.** Nun so gehet hin, und fragt sie darum.

Da

Da die Bauern zu der **Gemeinde** kamen, machten sie derselben diese **Meinung des Fürsten bekannt**. Einige protestirten stark dagegen und meinten, man dürfe sich nichts neues aufbürden lassen. Andere sagten, wenn wir es nicht thun; so bekommen wir vielleicht keine Kirche und Schule wieder, alsdann lernen unsere Kinder nicht mehr lesen, dann können sie aufs neue Jahr das güldne A B C nicht aufschlagen, können auch den Kalender nicht gebrauchen, und nicht sehen, was für Wetter ist, wenn gut Aderlassen, gut Schröpfen und Baden, gut Haarabschneiden, gut Kinderentwöhnen und gut Purgieren sey. Endlich ergriff der klügste unter ihnen das Wort und sprach: Es geht nicht anders an, wenn wir das eine wollen, so müssen wir das andere auch zugeben. Es ist auch gar keine Gefahr dabey; die Predigten können wir ja immer mit anhören, können auch in dem Buche lesen, nur müssen wir uns **vorbehalten**, daß wir hernach doch **glauben dürfen, was wir wollen**. Das ist wahr, riefen sie alle, ihr habt noch den klügsten Einfall. Einer klopfte diesen Mann auf die Achsel und sagte: Ich meine, ihr müßet im März geboren seyn! Denn ein Knabe in diesem Monat geboren, ist kunstreich, liebt die Wahrheit und kommt zu hohem Alter. Es sollte hierauf sogleich **wieder ein Nachbar zum Fürsten gesandt werden**. Mit aller Vorsicht wählte man dazu einen solchen, der **im September geboren war**: weil man glaubte, dieser würde viel Gunst

bey

bey Herrn und Frauen finden. Dieser Mann hatte aber die Reise kaum angetreten; so stieß ihm etwas auf, das er für ein Zeichen des Unglücks hielt. Es war eine Weibsperson. Sobald er diese gewahr wurde, stand er bedenklich stille und dachte bey sich selbst: das wird eine liebliche Reise werden! Die erste Person, die mir begegnet, ist eine Weibsperson: Da bin ich gewiß unglücklich. Er gieng doch noch einige Schritte fort: aber nun kam ihm gar ein Schwein entgegen gelaufen, woraus er noch deutlicher schließen zu können glaubte, daß er da, wo er hin wollte, sehr übel ankommen werde. Nun vergieng ihm vollends aller Muth, es war ihm unmöglich, seine Reise fortzusetzen. Er kehrte zurück, sagte der Gemeinde, wie es ihm gegangen sey und bat, daß man doch lieber einem andern Nachbar den Auftrag geben möchte.

Die Nachbarn lobten die Vorsichtigkeit dieses Mannes und wollten nun lieber **einen andern** die Reise antreten lassen. Zu allem Unglück aber war nur noch ein einziger da, der sich getrauete, vor dem Fürsten zu gehen, und dieser einzige war gerade **im Junius geboren**, so, daß man besorgen mußte, er werde viele Widerwärtigkeiten bey großen Herren haben. Da war guter Rath theuer! Endlich wagten sie es doch, diesen Mann zum Fürsten abzusenden. Er war so beherzt, daß er seine Reise eine Stunde vor Tagesanbruch antrat. Er mußte aber auch für diese Kühnheit büßen. Denn da er eine

hal-

halbe Stunde gegangen und in einen Wald gekommen war, so hörte er schon ein gewißes Getöse in der Luft. Er blieb stehen und horchte. Das Geschrey und das Getümmel kam näher und wurde immer stärker. Hu! hu! hu! giengs in der Luft. Dem Manne stiegen die Haare zu Berge. Nun sah er gar allerley große, schwarze, fürchterliche Figuren in der Luft hin und her ziehen, welche feurige Strahlen und Flammen von sich gaben. Da wußte er vollends vor Angst nicht, wohin er sich verbergen sollte. Da sich der Lerm und das Wüthen und Toben ein wenig gab; so faßte er wieder einigen Muth und fieng an zu laufen, da giengs in einem fort über alles weg, bis er das nächste Dorf erreicht hatte. Was er gehört hatte war das, was die Abergläubigen **das wüthende Heer** oder auch den **wilden Jäger** nennen. Eigentlich aber waren es **große Vögel**, nähmlich die größten unter den Eulen. Diese halten sich in Wäldern auf und heißen **Uhu**. Des Nachts fliegen sie in der Luft umher und machen ein solches fürchterliches Geschrey. Ihre Augen sind fast so groß, wie kleine Thaler, und leuchten wie Feuerflammen, wenn es dunkel ist. Der Deputirte war indeß sehr froh, daß er den Luftgeistern so glücklich entgangen war. Im nächsten Dorfe erhohlte er sich wieder von seinem Schrecken, und nun war er übrigens auf seiner Reise desto glücklicher.

Da er zum Fürsten kam, so sagte er ihm, daß

die Gemeinde sich die Predigten und den Schulunterricht gefallen lassen, auch in dem Buche lesen wollte, nur das Eine wollten sie sich ausbitten, daß man sie nicht mit Gewalt zwingen möchte, etwas anders zu glauben, als was sie für wahr halten könnten. Gut, sagte der Fürst, **diese Bitte will ich euch gern gewähren.** Ihr werdet auch noch nie gehört haben, daß ich einen meiner Unterthanen zu einen oder dem andern Glauben gezwungen hätte. Wenn ihr also den Unterricht, den ich für nöthig halte, nur fleißig und aufmerksam angehört und das Buch mit Verstand gelesen habt; **dann könnt ihr immer noch glauben, was ihr wollt.** Das war dem Mann eine Freude, daß seine Sache so nach Wunsch abgelaufen war! Froh kehrte er zurück, und da er den Nachbarn erzählte, was er ausgerichtet habe, so entstand auch unter ihnen eine allgemeine Freude. Ich habe aber auch, sprach er zu Ihnen, etwas ausstehen müssen auf meiner Reise! In jenem Walde war es, als wenn das ganze höllische Heer mir entgegen wäre. Ich ließ mich aber nichts abschrecken; ich sprang durch alles hin!

Nun wurden die Kollekten eingesammelt. Die Finsterthäler erhielten wirklich eine gute Beysteuer, so, daß sie nicht nur ihre Häuser, sondern auch die Kirche und Schule **wieder aufbauen** lassen konnten. Die **Häuser** durften aber **nicht wieder** so nahe an **einander gebaut werden,** als sie ehe-

mahls

mahls standen, sondern jedes Haus mußte dreyßig Schritte von dem andern entfernt seyn, daß, wenn etwa wieder ein Haus anbrennte, **das Feuer die andern Häuser nicht so leicht ergreifen könnte**, und daß man auch das brennende Haus von allen Seiten her bequemer löschen könnte. Wo alle Häuser zu nahe aneinander stehen, da kann gar leicht das ganze Dorf oder die ganze Stadt abbrennen, wenn erst ein Haus in Flammen steht. Hier in dem neuen Finsterthal war ein solches allgemeines Unglück nun nicht mehr zu befürchten. Die Auseinandersetzung der Häuser hatte aber auch **noch einen andern wichtigen Nutzen.** Anstatt, daß es sonst dunkel und düster im Dorf und in den Häusern gewesen war, wurde es nun viel **heller** und **luftiger** darinnen. Denn nun konnte die Sonne doch besser hineinscheinen und die Luft hatte auch einen freyern Zug darin. Diese äußere Aufklärung und Verbesserung des Dorfes bewirkte an den Einwohnern schon etwas Gutes. Von dieser Zeit an waren diese Leute wirklich wenigern Krankheiten unterworfen, als sonst. Auch in ihren Köpfen schien es nun heller zu werden. Der Aberglaube schien sich nach und nach zu verlieren, und es ist wohl möglich, daß auch die äußere Verbesserung des Dorfes schon etwas dazu beygetragen hat. Der **Unterricht** aber, den nunmehr Alte und Junge erhielten, that freylich noch das beste bey der Sache.

Da die erste Predigt vom Aberglauben gehalten wurde, war die Kirche so voll, als sie fast noch nie gewesen war. Alle wollten doch hören, was der Herr Pfarrer nun vorbringen würde.

Die Predigt fing sich mit den Worten an, die der Apostel **Paulus** einst zu den Atheniensern sagte: Ihr Männer von Athen, **ich sehe, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubig seyd.** Dies, meine Freunde, sprach der Herr Pfarrer, möchte ich wohl heute auch euch zurufen: Ihr Einwohner von Finsterthal, ich sehe, ja ich habe es schon lange gesehen, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubig seyd. Ich habe euch auch schon in manchen Predigten vor diesem Fehler gewarnt. Ich habe euch gesagt, daß der Aberglaube eine große und schwere Sünde sey, weil dabey der heilige Nahme Gottes so oft gemißbrauchet wird, weil der abergläubige Mensch seines Herzens Vertrauen nicht auf Gott setzt, sondern immer weiter von Gott abweichet und seine Hülfe, ja sein ganzes Glück in solchen Dingen und auf solchen Wegen sucht, welche Gott und seinen Geboten oft geradezu entgegen sind. Ich habe euch auch gezeigt, wie sehr sich der Abergläubige durch bösen Verdacht, durch Zank und Streit an seinem Nächsten versündiget, den er doch lieben und von dem er aus Liebe alles Gute hoffen sollte. Schon dieses hätte euch bewegen sollen, allen Aberglauben abzulegen. Aber gleichwohl scheinen meine bisherigen Vorstellungen die erwünschte Wirkung noch nicht hervorgebracht zu haben.

Da ich nun heute auf höchsten Befehl von dem Aberglauben insonderheit zu euch reden soll; so will ich euch noch einen andern Bewegungsgrund zu Gemüthe führen und euch zeigen:

Daß sich der abergläubige Mensch auch an sich selbst sehr versündiget.

Oder:

Daß der Aberglaube nicht nur eine große Sünde, sondern auch **eine große Thorheit** sey.

Es scheint wirklich, als wenn manche unter euch den Aberglauben für eine unvermeidliche Sünde hielten, oder als wenn sie dächten, es ginge nicht anders an, als daß man zuweilen zu abergläubigen Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse: **Denn wenn man das Feuer brauche, so suche man es auch in der Asche?** O, meine Freunde! wenn der Aberglaube wirklich nöthig wäre und euch wahren Vortheil bringen könnte; so wäre er ja Wahrheit und nicht mehr Aber- oder Afterglaube, so würde ihn Gott gewiß auch nicht verboten haben. Aber hört doch, wie nachdrücklich er dieses Laster den Israeliten schon untersagt hat! **Es soll nicht unter dir funden werden ein Weißager** oder ein **Tagwähler**, oder der auf **Vogelgeschrey** achte, oder ein **Zauberer** oder **Beschwörer**, oder **Wahrsager** oder **Zeichendeuter**, oder der die **Todten frage. Denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel!** Ich für mich kann es also unmöglich glauben, daß unter diesen und dergleichen Meinungen und

Hand

Handlungen wirklich etwas Wahres und Nützliches verborgen liegen sollte, und zwar schon deswegen, weil sie Gott verboten hat, der die Wahrheit liebt und den Menschen gewiß alles Gute gönnt. Solltet ihr nun, wenn ihr doch Christen seyn wollt, nicht eben dieses Zutrauen zum lieben Gott haben und glauben, daß er es auch da mit euch gut meyne, wenn er euch vor dem Aberglauben warnen läßt? Und wenn ihr es ihm noch nicht zutrauen könnt, so denkt doch nur selber nach, wie es euch bisher bey eurem Aberglauben ergangen ist. Ihr habt leider fleißig genug in der Asche gesucht: was habt ihr denn nun darinnen gefunden? Zeigt mir doch einen Vortheil, den euch der Aberglaube gebracht hat! Müßt ihr denn nicht vielmehr selbst gestehen, daß er euch von einer Thorheit zur andern verleitet, von einem Unglück ins andere gestürzt hat?

Was für eine furchtsame und zaghafte Kreatur ist nicht der abergläubige Mensch! Er fürchtet sich, wo nichts zu fürchten ist, ein rauschend Blatt, ein bloßer Schein kann ihm das größte Schrecken einjagen! Und wenn er das nöthigste und nützlichste Geschäft vor hat, es kömmt ihm aber etwas in den Weg, das er für ein böses Zeichen hält: so ist sogleich aller Muth verloren, und er ist nun wirklich nicht vermögend, etwas Tüchtiges auszurichten. Freylich macht sich der Abergläubige auch viele angenehme Hoffnungen. Aber er hofft, wo nichts zu hoffen ist, und findet sich zuletzt in seinen Hoffnungen betrogen. Er hofft reich zu werden, und versinkt in Armuth; er sucht Gesundheit und findet

Krankheit und Tod; er will ein Uebel vertreiben, und macht es nur noch größer oder zieht sich ein neues Unglück zu. Denn er verachtet die rechten Mittel, die Gott verordnet hat, und gebraucht solche, die keine Kraft haben, oder gar eine verkehrte Wirkung thun. Er sucht nicht Rath bey verständigen und erfahrnen Männern, sondern bey Betrügern. Was jene ihm sagen, das ist ihm zu gemein; er will gern etwas Besonders, etwas Wunderbares haben, wodurch er recht schnell ohne Mühe und Arbeit zu seinem Zwecke kommen könne; er will betrogen seyn, und ach! wie sehr wird er nicht von bösen und listigen Menschen oft betrogen! Diese Betrüger begehen dadurch freylich auch eine schwere Sünde und können nicht ungestraft bleiben. Diejenigen aber, die ihnen Gehör geben, empfangen ihre Strafe fast allemahl zuerst, indem sie so jämmerlich angeführt und um das Ihrige gebracht werden.

Bedenkt es doch nun selbst, meine Freunde, ob dies nicht alles bey euch eingetroffen ist! Ja, bedenkt es doch, was für ein großes Unglück der Aberglaube zuletzt noch über unser ganzes Dorf gebracht hat! Warum hat wohl Gott dieses Unglück zugelassen? Gewiß auch darum, daß ihr die Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens endlich einmahl erkennen sollt. O so erkennet doch eure Thorheit! aber lasset auch ab davon. Kehret doch um von euren falschen bösen Wegen zu Gott, den ihr verlassen hattet! Sucht euer Glück bey ihm; so werdet ihr es gewiß finden. So

wird

wird er euch nach dem Weinen wieder Freude schenken. Wenn ihr euch noch vor etwas fürchten wollt; so fürchtet euch vor der Sünde, die dem lieben Gott so sehr zuwider ist, die euch aber auch nie wahren Vortheil bringen kann, sondern euch zeitlich und ewig unglücklich machen würde. Wer Sünde thut, der ist vom Teufel, der macht sich dem Teufel ähnlich und treibt seine Werke. Ein solcher böser Mensch mag sich wohl auch vor dem Teufel fürchten. Denn wenn gleich der böse Feind jetzt nicht mehr auf die Erde kommen kann; so kommen doch die bösen Menschen einmahl zu ihm in die Hölle, in die ewige Pein. Wahre Christen aber, die durch Jesu Religion erleichtert und gebessert und auch vom Aberglauben befreyt worden sind, haben gar nichts von bösen Geistern zu befürchten. Sie können getrost seyn bey Tag und Nacht, im Leben und im Sterben. Diese werden auch nie in ihren Hoffnungen zu Schanden, denn sie hoffen auf den Herrn. O möchtet ihr euch doch alle durch Christum erleuchten und auf den rechten Weg bringen lassen! wie bald würden sich dann auch eure äußere Umstände wieder verbessern! und welch ein glückliches Dorf würde dann nicht auch das unsrige wieder werden!

Der Herr Pfarrer hat Recht, es ist uns ordentlich so gegangen, wie er gesagt hat, dachten wirklich die mehresten und **faßten schon den Vorsatz, ihren Aberglauben abzulegen.** Auf einmahl konnte das freylich nicht geschehen, weil sie noch nicht recht wußten, was zum Aberglauben gehörte. Denn es schick-

te sich nicht, daß ihnen der Herr Pfarrer auf der Kanzel alles gesagt hätte. Da sie aber hernach auch fleißig in dem Buche lasen, worinnen allerley abergläubige Meinungen und Handlungen beschrieben und widerlegt waren, auch das hörten, was ihren Kindern in der Schule davon erzählet wurde; so gingen ihnen nach und nach die Augen auf, es wurde immer heller in ihrem Verstande, die Gespenster, bösen Geister, Hexen und alle andere abergläubige Ungeheuer verschwanden. Nun lebten die Leute bey Tag und Nacht ruhig und zufrieden. Nun lernten sie auch über die Ursachen und Wirkungen der Dinge besser nachdenken, lernten die rechten Mittel zu ihrem Glücke kennen und gebrauchen, lernten beten und arbeiten und ihre Hoffnung auf Gott setzen. Und nun gingen alle ihre Geschäfte viel glücklicher von statten, ihre Umstände verbesserten sich von Tag zu Tag, und **Finsterthal**, das sonst so verachtet war, **wurde nun eins der angesehensten und wohlhabensten Dörfer im ganzen Lande.**

Nun erst, da die Finsterthäler von ihrem Aberglauben befreit waren und die Thorheit und Schädlichkeit desselben einsahen, **nun erkannten sie es, wie gut es ihr Fürst**, ihr Pfarrer und Schulmeister **mit ihnen gemeint** hatten und dankten ihnen für den guten Unterricht.

Dem **Doctor** und seinen Helfershelfer, dem **Hannswurst**, gieng es aber von nun an sehr trübselig! Der **Hannswurst** starb zwar noch vor dem Brande,

Brande, aber auch schon auf eine schreckensvolle Art. Schon damahls konnte er mit seinen gewöhnlichen Künsten nicht mehr so viel verdienen, daß er den Branntwein hätte bezahlen können, den er so gern trank. Er hätte noch immer etwas Nützliches lernen können; aber hatte keine Lust dazu. Er ließ sich lieber noch in der Kunst, auf dem Seile zu tanzen, unterrichten. Da er nun in der nächsten Stadt sich zum erstenmahl mit dieser neuen Kunst sehen lassen wollte, und im besten Tanzen war, **stürzte er** zum Schrecken aller Zuschauer **vom Seil herunter** auf das Pflaster, so, daß das Hirn an den Steinen hieng und er auf einmahl todt war. — Der Doctor lebte nun noch; aber sein Haus und alles, was er hatte, war verbrannt, und weil seine gottlosen Streiche und Betrügereyen an den Tag gekommen waren; so fand er wenig Mitleiden und Unterstützung. Er konnte also kein Haus wieder bauen lassen, es wollte ihm auch Niemand ein Quartier geben. Vor Alter konnte er nicht weiter kommen. In dem neuen Finsterthal bekam er nichts mehr zu verdienen; **er mußte also betteln gehen** und in Scheunen und Ställen schlafen, **bis er endlich einmahl todt gefunden** wurde.

Die **übrigen Betrüger**, die sich bisher von dem Aberglauben der Finsterthäler genähret hatten, mußten nun auch schmachten oder etwas besseres lernen. Und wenn sie das beste Johanniskraut oder den schönsten Teufelsdreck brachten; so wurden sie doch schon vor den Thüren abgewiesen und mußten froh seyn, wenn sie aus Barmherzigkeit ein Stück Brod bekamen.

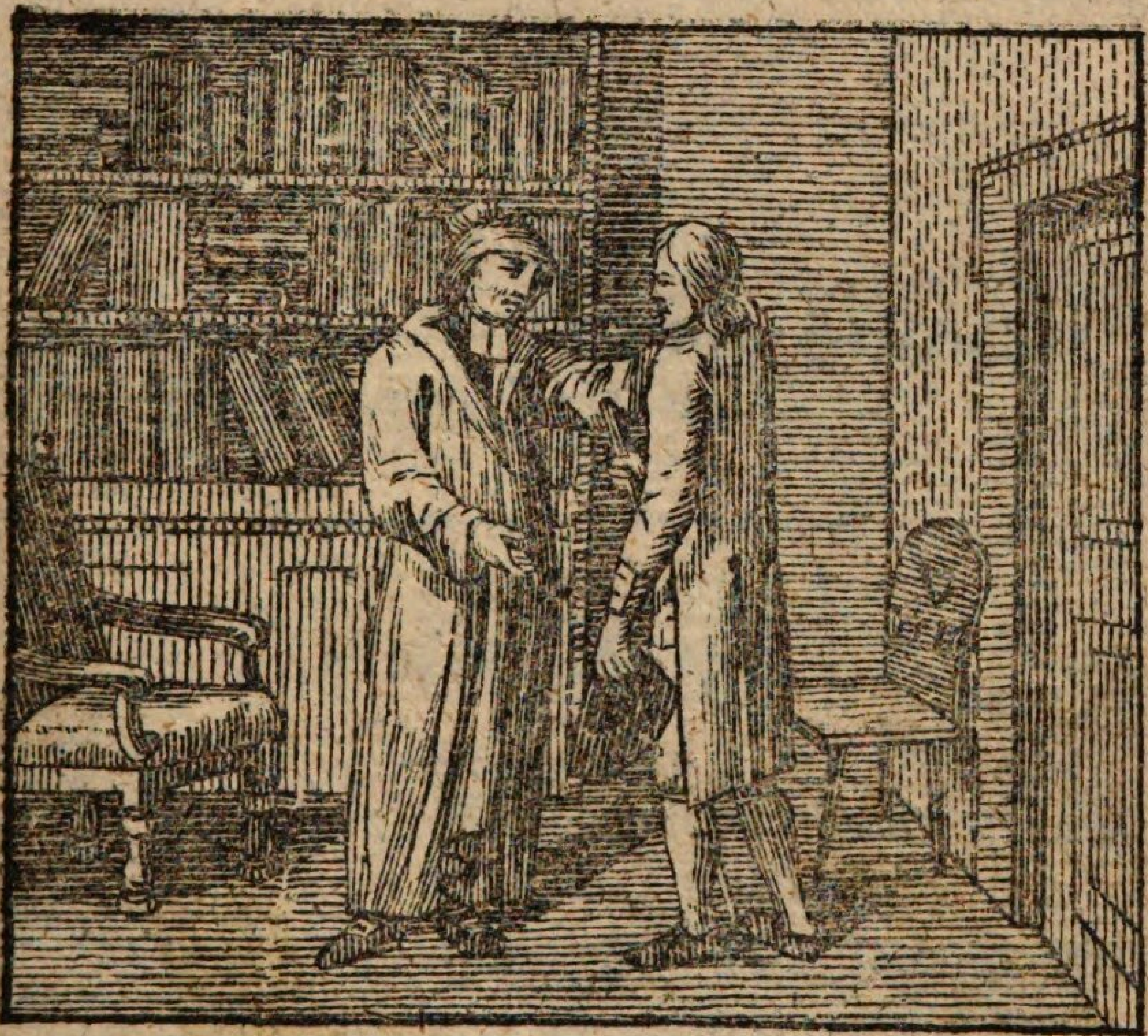
So **klug** und **vorsichtig** nun die Finsterthäler geworden waren, so wären sie **doch bald wieder einmahl verführt worden.** Denn es gibt solchen Aberglauben, den auch ein kluger Mensch leicht für Wahrheit halten kann. Wer sich also lässet dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Es

kam

kam nähmlich ein Mann zu diesen Leuten, welcher ihnen versprach, sie den Stein der Weisen machen zu lehren, wodurch man Eisen und andere Metalle in pures Gold verwandeln und sich also große Reichthümer verschaffen könnte. Sie fragten den Mann, ob er denn für sich schon einen solchen Stein gemacht habe? Nein, sprach er, ich habe aber schon lange daran laborirt und mein ganzes Vermögen daran gewandt. Nun hab' ichs aber auch so weit gebracht, daß ich gewiß weiß, wie und woraus er geschmolzen wird. Wenn ihr mir nur noch 60. Thaler vorschießen wollt, daß ich die dazu nöthigen Sachen aus der Apothecke kaufen kann: so will ich hernach den Stein mit euch theilen, und dann ist mir und euch geholfen. Die Finsterthäler wußten wirklich nicht, was sie machen sollten. Einmahl dachten sie, die Sache könnte wohl gut und richtig seyn, dann erinnerten sie sich auch wieder an ihre Schatzgräbergeschichtchen, und besorgten, es möchte ihnen wieder eben so gehen. Da sie nun nicht mit sich einig werden konnten; so befragten sie sich bey dem Herrn Pfarrer. Dieser aber warnte sie getreulich und sagte: Ich habe schon viele gekannt, die den Stein der Weisen gesucht; aber keine, die ihn gefunden haben. Und es ist auch nicht zu glauben, daß ihn jemahls einer finden wird. Gemeiniglich lassen die Leute, die einmahl anfangen, an diesem Steine zu laboriren, oder die Kunst Gold zu machen finden wollen, nicht eher nach, bis sie ihr ganzes Vermögen zerschmolzen oder durchs Feuer in die Luft gejagt haben. Habt ihr nun Lust, das eurige auch hinauf zu jagen? Nein, sagten sie, wenns so ist; so wollen wir nichts mit der Sache zu thun haben. Sie schickten also den Mann wieder fort und laborirten desto fleißiger auf ihren Aeckern, Wiesen und in ihren Werkstätten.

Die
Schatzgräber.

Eine
getreue Anweisung zur Kunst,
Schätze zu heben.



(Aus den fliegenden Volksblättern)

1797.

Bayreuth, in der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürch ꝛc. in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers in Gotha.

(2.)

Der Schatz.

Zwey Abendgespräche des Pfarrer Heilmanns mit seinem Nachbar Velten.

Erster Abend.

Pfarrer Heilmann (der dem Nachbar Velten des Abends auf dem Felde begegnet:) Hört einmahl, Velten, es ist mir lieb, daß ich Euch antreffe. Ich habe etwas wichtiges mit Euch zu reden, das Eure ganze Glückseligkeit betrift; — aber eins muß ich zuvor wissen. ...

Velten. Und was denn, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ob Ihr schweigen könnt, Velten. —

Velten. O, wie mein Karsch da, wenn's nöthig ist!

Pfarrer. Ja, aber lang — ein ganzes Jahr müßt Ihr schweigen können; dann will ich Euch zu einem reichen Manne machen.

Velten. Bis in den Tod, Herr Pfarrer — Gott soll mich ...!

Pfarrer. Nicht geschworen, Velten! sonst glaub' ich Euch nicht. Wer schwört der lügt auch.

Velten. Nun, ich will gewiß schweigen!

Pfarrer. Und das verlohnt sich auch der Mühe, Nachbar Velten; denn Ihr sollt einen großen, großen Schatz heben.

Velten. Einen Schatz? der käme mir herrlich gelegen! Ich stecke tief und brauche so einen Nothhelfer; aber ....

Pfarrer. Ja ja! ich weiß Euch einen Schatz, der heute übers Jahr zu heben wäre.

Velten. Aber, mit Verlaub, Herr Pfarrer, Sie haben mich wohl nur für Narren; nichts für ungut!

Pfarrer. Ei ei! wie kommt Ihr auf den Gedanken?

Velten. Ja, sehn Sie — Sie müssen mir's nicht übel nehmen — sonst sagen Sie immer, Goldmachen, Schatzgraben und dergleichen, wäre Betrug und Narrheit, und wer ...

Pfarrer. Schon recht, Velten, ich bleibe noch dabey. Es ist gewöhnlich lauter Betrügerey; aber hier soll es ehrlich zugehn. Wir beyde werden gewiß nicht betrogen. Ein ganz heiliger Mann, den ich genau kenne, der mich noch nie hintergangen und mir schon in tausend Verlegenheiten geholfen hat, der

will

will auch Euch helfen, und verlangt gar nichts dafür als einen gutwilligen Dank.

Velten. Aber eins, Herr Pfarrer, nichts für ungut: warum behalten Sie denn den Schatz nicht selber?

Pfarrer. Ich brauch' ihn nicht. Der heilige Mann hat mir im Stillen schon geholfen und hilft mir weiter. Er hat mich auch mit dem Schatze gerade an Euch gewiesen.

Velten. Nun denn, in Gottes Namen! der Fund kommt mir recht in der Noth!

Pfarrer. Ja — Aber, Velten! eben fällt mir was ein. — Es wird doch nichts daraus werden können.

Velten. Ei Herr Jeh! warum denn nicht?

Pfarrer. Schlimm! — Ihr könnt nicht thun, was zu thun ist. Geht! mir ist nur leid, daß ich Euch das Maul wäßrig gemacht habe. Seyd nur so gut und schweigt!

Velten. Um Gottes willen, Herr Pfarrer, ich will ja alles thun — und Sie sagen ja, der heilige Mann habe Sie selbst an mich gewiesen.

Pfarrer. Ja seht! Er fragte: ist Nachbar Velten ehrlich? Ich sagte: Ja! — Gottesfürchtig? — Ja! — Keusch? — Ja! — Arbeitsam? — Ja! ... Da sprach der heilige Mann: So gehe hin zu Nachbar Velten, laß ihn thun was ich dich heiße, und dann den Schatz heben.

Velten. Ei, so seh ich ja gar nicht wo es hapert!

Pfarrer. Ihr könnt nicht thun, was der hei-

lige Mann zu thun hieß. Geht nur. Mit Euch ists leider nichts!

Velten. Um tausend Gotteswillen! wenn's nur Ein Mensch thun kann: so will ich's ja thun.

Pfarrer. Ein Mensch? — Das halbe Dorf könnt' es thun; aber Ihr nicht.

Velten. So sagen Sie's nur! Es ist ja doch vielleicht möglich. Meynen Sie denn, ich werde mein Glück so wegwerfen und nichts darum leiden mögen, um aus der Noth zu kommen, darin ich stecke? — Alles, alles will ich thun!

Pfarrer. Nun so hört! Wollt Ihr den Schatz heben: so müßt Ihr fleißig, und besonders gleich nach dem Aufstehn und vor dem Schlafengehen Euch Kopf, Brust und Hände kalt waschen; so müßt Ihr oft des Tages recht aus dem Herzen zu Gott beten; so müßt Ihr nach der Morgen- und Mittagssuppe unverweilt an die Arbeit gehn. Sonntags dürft Ihr keine Kirche versäumen; alle Abende, in der Dämmerung müßt Ihr zu mir kommen, und mir aufrichtig von allem, was Ihr gethan habt, Rechenschaft ablegen, und das lesen und schreiben, was ich Euch für jeden Sonntag aufgeben werde.

Velten. Ach, das ist ja spottleicht, das ist ja gar nichts! — Gebet, Arbeit und Kirchengehn bin ich ja schon gewohnt, und das Andre ist ja gespielt! He, wenn's weiter nichts ist — Der Schatz ist mein!

Pfarrer. Und doch kriegt Ihr ihn nicht! Was noch kommt, könnt Ihr nicht thun.

Vel-

Velten. Ach, geben Sie's nur her!

Pfarrer. Ihr dürft zweytens Eurer Lisbeth das ganze Jahr kein unsanftes Wort geben, sie nicht einmahl scheel ansehen. Seht! das könnten alle Männer im Dorfe; denn sie ist das bravste Weib; aber Ihr könnt es nicht. Ihr prügelt sie ja gar zuweilen.

Velten. Der verfluchte Jähzorn! Ich will nun aber gewiß ... Ach wenn ich nur ... Herr Jesus hilf mir! —

Pfarrer. Gelt? ich hab's Euch gesagt: es geht nicht.

Velten. Ach, daß ich sie nicht mehr schlage, dafür wollt' ich stehn! Aber Gott! Ein Wort, ein Wort — wie bald entfährt einem dieß!

Pfarrer. Dafür ist noch Rath. Im ersten Monathe werden Euch drey zornige Reden noch verziehen; aber nur, wenn Ihr sie recht herzlich abbittet und Lisbeth Euch verzeiht; im zweyten Monathe zwey; im dritten eine; dann aber Nichts mehr! Und nie ein Schlag, sonst ist alles vorbey.

Velten. Nun, Gott Lob! Nur vor der ersten Zeit, und daß mir so was schappiren könnte, war mir bange.

Pfarrer. Ja; aber nur wenig darf Euch entfahren.

Velten. Ach! ich bin ja kein Kind. Die Furcht den Schatz zu verlieren, wird mich Tag und Nacht im Zaume halten. Er wird gewiß mein!

Pfarrer. Meynt Ihr? Das schwerste kommt noch!

Velten. Nun?

Pfarrer. Ihr könnt es nicht halten. Seht, Ihr seyd ein Säufer und betrinkt Euch fast alle Abende; und beym ersten Rausche ist der Schatz auf immer verschwunden.

Velten. Ei, so wollt' ich, daß ich in meinem Leben keinen Wein gesehen und geschmeckt hätte! Der ist ohnedieß an all meinem Brast und Verderben Schuld. Aber ich kann ihn nicht mehr ganz lassen. —

Pfarrer. Seht! Ich sagt' es ja: es geht nicht! Ihr könnt ihn nicht ganz lassen. Da trinkt Ihr nun Ein Gläschen, und dann wieder eins, und dann nur noch eins, und dann das letzte, und dann das allerletzte und endlich seyd Ihr voll und der große, herrliche Schatz, der Euch vergnügt machen könnte aufs ganze Leben, ist auf ein einzigesmahl versoffen!

Velten. Nun, ich will keinen Wein mehr trinken; keinen versuchen; keinen mehr ansehen. Ich will nie wieder ins Wirthshaus; will meinem Faße den Boden ausschlagen; will Krug und Gläser in tausend Stücke zerschmeißen . . .

Pfarrer. Seht, das habt Ihr schon oft gesagt und es gieng doch nicht. Und mit dem Zusammenschmeißen ist ohnedieß nichts ausgericht't. Und dann erfordert Eure Gesundheit, daß Ihr Wein trinkt. — Freylich wär's des Mittags mit einem Schoppen und des Abends mit einem halben genug. Aber es geht

nicht.

nicht. So weit könnt Ihr Euch nicht halten. Nur Schade um den schönen Schatz!

Velten. Es geht, Herr Pfarrer. Beym heiligen Himmel, es muß gehn! Gott wird sich über mich erbarmen. Ans Wandschränkel mach' ich ein †, da denk' ich an den Schatz und mach' es nicht auf. Meine Lisbeth kriegt den Kellerschlüssel. Ich will ihr sagen, wenn ich ihn fordern thäte: so solle sie allemahl sagen: Schatz, Schatz! ich geb dir'n nicht! Da denk' ich denn an den Schatz und laß ihr ihn, und .... Ach, Herr Pfarrer, jetzt geht mir ein Licht von Gott auf. — Nüchtern hab' ich meiner Lisbeth noch nie was zu Leide gethan. — O das böse Trinken! — Dürft' ich denn meiner Lisbeth nicht wenigstens so viel sagen wegen des Weins, daß sie mir hilft?

Pfarrer. Ihr sollt nichts sagen, als: auf mein Zureden hättet Ihr Euch das Weintrinken abgewöhnt, und sie solle stets, wenn Ihr ausgiengt, zu Euch sagen: Schatz nur in kein Wirthshaus! Und so solle sie Euch auch, wenn Ihr zornig werden wollt zurufen: Schatz, Schatz vergiß dich nicht! Ich will auch selber noch mit Eurer Lisbeth reden. — Wenn Ihr nur aushaltet!

Velten. Gewiß, gewiß! Ach, wie könnte mir der Schatz helfen!

Pfarrer. Er machte Euch zum glückseligsten Mann im ganzen Dorfe.

Velten. Ich will beten. Ich will mich Tag

und Nacht bedenken. Ich will . . . ach, Herr Pfarrer, Sie helfen mir doch, wenn's nicht gehen will?

Pfarrer. Herzlich gern! Alle Tage, wie schon gesagt, kommt Ihr zu mir und da überlegen wir darüber und über allerley. Ich will Euch redlich beystehen. Itzt geht nur nach Hause und schickt mir Eure Lisbeth her. — Aber gebt ihr gleich den Kellerschlüßel! Wie Ihr da von mir geht, fängt der Vertrag an. Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!

Velten. Das will ich. Gott helfe mir! Gute Nacht, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Gute Nacht!

(Velten hielt Wort, und besuchte ein ganzes Jahr lang alle Abende den Pfarrer.)

Dreyhundert und vier und sechzigster Abend.

Velten (im Fortgehn begriffen) Nun, geruhsame Nacht, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Gute Nacht! . . Doch halt, Velten! Bald hätten wir etwas vergessen.

Velten. Vergessen? was wäre denn das?

Pfarrer. Besinnt Euch einmahl recht.

Velten. . . . Es will mir nichts einfallen!

Pfarrer. Was ist morgen für ein Tag?

Velten. Ei, Dienstag, der 23ste März.

Pfar-

Pfarrer. Nun, was haben wir da zu thun?

Velten. Je, Sie haben eben den Michel Stritter zu begraben, und ich muß den Ramsweiher ausputzen.

Pfarrer. Ich meyne ganz was anders. Solltet Ihr das vergessen haben?

Velten. Ei, was denn?

Pfarrer. Wir haben ja morgen den Schatz zu heben.

Velten. Nun guck einmahl ein Mensch! Das hatte ich glatt und rein vergessen. Es ist auch wahr! Aber das ist doch sonderbar, daß ich das vergessen habe.

Pfarrer. Ja wohl! aber wie kommt denn das? Ihr seyd doch sonst nicht so vergeßlich ... Anfangs war ja fast von nichts mehr als vom Schatze die Rede, und Ihr saht immer so kümmerlich und sorgenvoll drein.

Velten. Das ist mit einander vergangen.

Pfarrer. Und wie?

Velten. Da muß ich mich selbst darauf besinnen. Ei, wie gieng's doch? — Ja, sehen Sie, wegen der Noth, darin ich stak, da war's mir so gewaltig um den Schatz zu thun. —

Pfarrer. Nun? —

Velten. Und da war mir bang, ich möcht' ihn verscherzen; ich möchte mich doch einmahl vom Satan zum Trunke oder zum Zanken verleiten lassen.

Pfarrer. Und da? ...

Velten. Und da trieb mich denn mein Lüsten auch immer stark. Aber da sprachen Sie so klug über alles, und gaben mir so guten Rath ...

Pfarrer. Aber das war doch alles kein Schatz —

Velten. Wohl freylich nicht; aber doch so gut als baar Geld. Ich vertrank nicht mehr so viel; alle Arbeit gieng mir flink von der Hand, weil ich frischen Muths und mit meiner Lisbeth immer gut war; die Zeit versaß ich nicht im Wirthshause; manches fieng ich auf Ihren Rath gescheider an, und die Aernte und Weinlese fielen so gut aus, daß ich meine Schulden so weit abtrug, daß mich die übrigen nicht mehr drückten. — Nun mit dem Schatze kann ich auch diese vollends abtragen. — Ja, sehn Sie, den hatt' ich vor lauter Wohlseyn vergessen.

Pfarrer. Velten, es kommt mir fast vor, wie wenn Ihr Euch auch auf den Schatz gar nicht mehr recht freutet.

Velten. Oh — ich freu' mich wohl noch — nur thut er mir nicht mehr so Noth; und dann ... nun ja, so ist's — — —

Pfarrer. Nun, was habt Ihr da noch sagen wollen?

Velten. Da fällt mir eben was schwer aufs Herz.

Pfarrer. Nun?

Velten. Sehn Sie, ich habe Ihnen schon oft gesagt wie ich durch eine Erbschaft ins Trinken und

durch

durch das böse Trinken mit meiner Lisbeth in Unfrieden gerathen bin. Wie mich das Güthchen immer jückte und drückte, und wie ich glaubte, es wäre gar nicht umzubringen. Wie ich da mit andern lustigen Gesellen zusammen kam; wie ich da saufen lernte und endlich saufen mußte; wie ich darüber in Händel und Processe gerieth; bey allen Strichen über Vernunft hinein steigerte und kaufte —. Nun! — Ach du lieber Gott, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding! — wenn mir's jetzt wieder so gienge..?

Pfarrer. Das geschieht nicht, Velten. Der Schatz bewahrt Euch davor.

Velten. Ei, wie denn so? Ich meyne, der könnte mich eben wieder verführen.

Pfarrer. Nein, Velten. Betrachtet nur einmahl den Schatz recht — Der Schatz kann so was nicht. — Wo habt Ihr ihn denn?

Velten. Wo ich ihn habe?... Er soll ja erst morgen gehoben werden.

Pfarrer. Und wie wär's, wenn wir ihn schon gehoben hätten?... Merkt Ihr was?... Ja, Velten, in Eurem Hause, in Eurer Ehe, in Eurer Hand und in Eurem Herzen ist der Schatz. Ihr sauft nicht mehr; ihr seyd fleißig, mäßig, ordentlich; zufrieden mit Euren Umständen; zufrieden in Eurer Ehe; zufrieden mit Euch selber — und das ist der große Schatz, den der heilige Mann Jesus euch unter meinem Beystande heben ließ. Ein ganzes

zes Jahr lang haben wir nach dem Schatze gegraben und, Gott Lob! er ist glücklich gefunden!

Velten. Nun so sag' ein Mensch! — Aber ja, er ist gefunden, Gott sey Lob! Tausend Dank, lieber Herr Pfarrer, daß Sie mir geholfen haben. Sie sind mein Retter! — Daß Sie es so mit dem Schatze angelegt haben, war nöthig; alles in der Welt hätte mich sonst nicht abgebracht.

Pfarrer. Und es kümmert Euch gar nicht, daß nicht auch ein Goldschatz dazu kommt?

Velten. Kümmern? O, Herr Pfarrer, schämen thu ich mich nur — Sie haben mich Schaam gelehrt — schämen, daß ich nicht durchs reine Wort Gottes, daß ich nur durch das elende Geld vom Laster habe abgebracht werden können. Bey Gott! es freut mich schier, daß es mit dem Gelde nichts ist.

Pfarrer. Velten! Ihr habt alle meine Erwartungen erfüllt — übertroffen! — Jetzt, jetzt erst seyd Ihr recht gut. Gut um des Guten selbst willen; gut wie Gott!

Velten. Ich danke Ihnen nicht mit Worten, lieber Herr Pfarrer. Sie haben Ihren Lohn im Herzen. Ich bin Ihnen leibeigen, seeleneigen! Aber es überfällt mich mächtig. Ich muß zu meiner Lisbeth und in mein Kämmerlein vor Gott. Es zieht mir die Kniee zu Boden und das Herz gen Himmel. O lieber Gott, wie bin ich so glücklich — und wie glücklich haben Sie mich gemacht. — Gute Nacht Herr Pfarrer. Gute Nacht!

Die Schatzgräber.

Melodie: Der Vogelfänger bin ich ja ꝛc.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an, und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
„Grabt nur darnach!„ — „An welchem Platz?„
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur! „ — O weh! da starb der Mann —
O je, auweh! O je, auweh!
Allein getrost! Sie finden doch
Von selbst den Schatz am Ende noch.
Juhe, Juhe! Juhe, juhe!

Kaum war der Alte beygeschafft:
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Haue, Karst und Schaufel ward
Der ganze Weinberg umgescharrt.
Da war kein Klos, der ruhig blieb.
Man warf die Erde schier durchs Sieb.
O je, auweh! O je, auweh!
Allein, da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt —
O je, auweh! O je, auweh!

Doch

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreyfach trug. —
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.
Juhe, juhe! Juhe, juhe!
Wohl auf! In jedem Weinberg liegt
Ein Schatz. Ihr Winzer grabt vergnügt!
Juhe, juhe! Juhe, juhe!

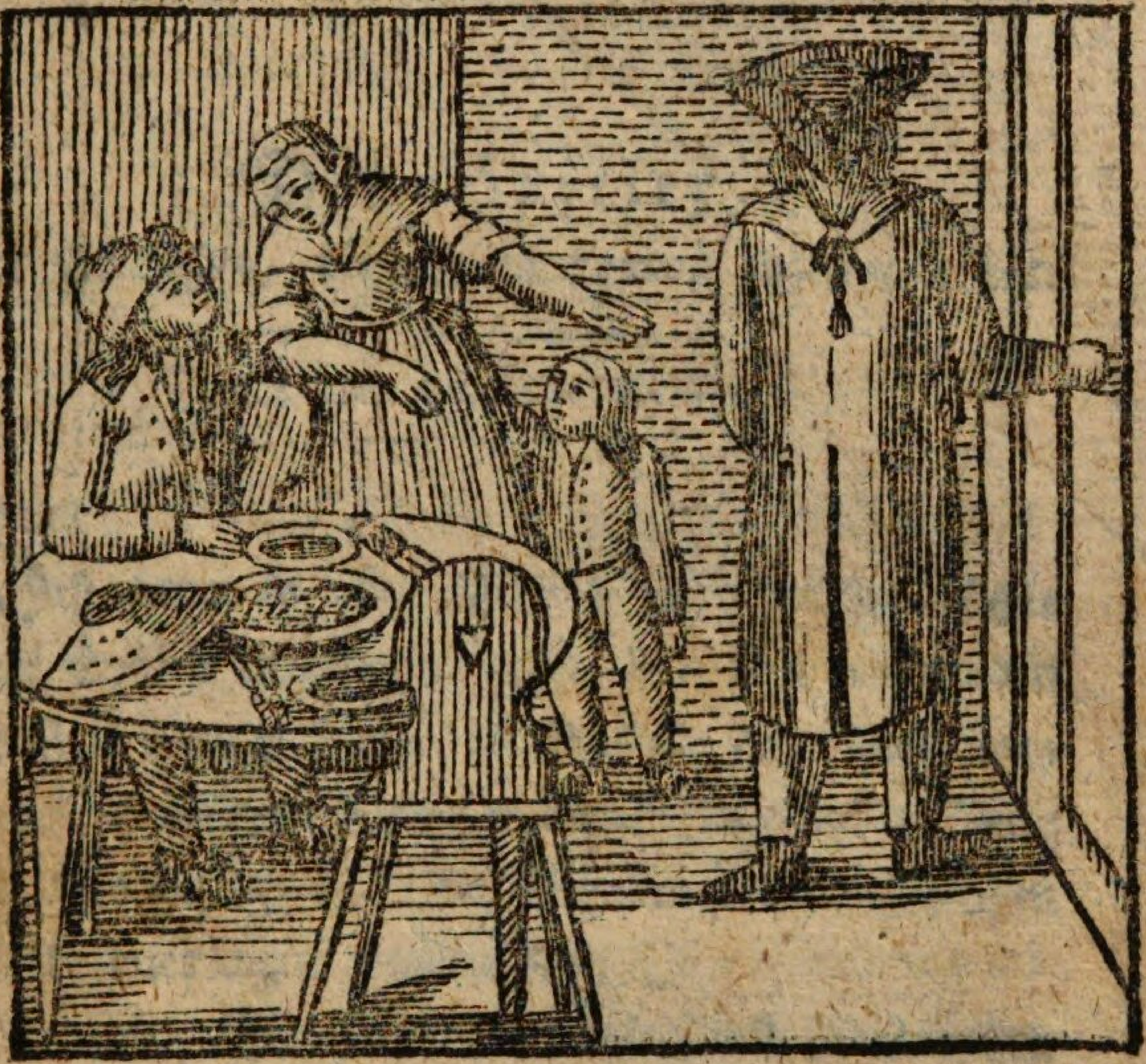
Für den Monat Julius 1797 sind erschienen:

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.
2. Die Schatzgräber. Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.
4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute nach bekannten Melodien,

welche sowohl einzeln, als auch in Verbindung mit allen nachfolgenden Stücken, unter dem gemeinschaftlichen Titel: "Fliegende Volksblätter„ zu haben sind. Der Haupttitel wird jedesmahl zu Michaelis und Ostern, nebst dem Register ausgegeben.

Der Spieler.

Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.



(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.

in der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürch ꝛc.
in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers
in Gotha.

(3.)

Der Spieler,

eine Geschichte, die sich in London zugetragen hat.

Aus dem Englischen übersetzt.

„Ich kann in aller Welt nicht begreifen (sagte Herr Smith zu seinem gegen ihm über wohnenden Nachbar Tomson) was die Bursche nun schon zwey Tage auf meinem Dache treiben! In etlichen Stunden, glaubt' ich müsse der Schaden vom vorgestrigen Winde wieder gut gemacht seyn.“

Kommen Sie herüber zu mir, und schauen Sie von meinem Dache auf das Ihrige, und Sie werden nicht mehr wundern, wenn die Arbeit nicht fördert, versetzte Tomson.

Zu seinem Erstaunen sah Herr Smith die beyden Maurergesellen mit gegen einander gekehrten Füssen auf dem Gerüste sitzen und in der Karte spielen. Ach, rief er aus, sind das die Ziegel, mit denen ihr mein Dach deckt? — Er verklagte sie bey ihrem Meister; dieser kündigte ihnen die Arbeit auf und machte aus der Ursache ihrer Verabschiedung so wenig ein Geheimniß, daß keiner mehr Lust hatte, diese Gesellen —

Betſwort und Tricket — in Sold zu nehmen. Beyde hatten alſo nun Zeit genug, ihrer Spielwuth nachzuhängen, und das thaten ſie auch mit ſolchem Eifer, daß Betſwort in kurzer Zeit alle ſeine Baarſchaft an Tricket verlohr. Gleichwohl verfiel er auf den unglüklichen Gedanken, ſeinen Tricket auf den nächſten Sonntag zum Eſſen zu bitten. Wir haben, ſagte er zu ſeinem Weibe, die Woche durch ſchlecht genug gelebt und dürfen uns alſo mit meinem Freunde immer einmahl gütlich thun. Molly, ob ſie gleich die ganze Woche durch ſelbſt kaum das nothdürftigſte Brod hatte, widerſetzte ſich dennoch mit keinem Worte, ſondern deckte, da ihr Mann und Tricket zum Eſſen kamen, freundlich den Tiſch und trug eine verdeckte Schüſſel auf.

" Ha! rief Betſwort, ein verdecktes Eſſen? Hoffentlich doch was Gutes unter der Stürze?„ — "So gut ich's auftreiben konnte, verſetzte Molly. Hätteſt du mir geſtern ein Wochenlohn gebracht: ſo würd' ich für was Beßres geſorget haben.„ — Während deß hob Betſwort den Deckel auf und — was ſah er? — nichts als alte, ſchmutzige Karten in der Schüſſel umhergeſtreut. — Iſt das die Aufwartung, rief er, die du mir und meinem Freunde zugedacht haſt? — Das iſt alles, ſagte Molly, mit ſanfter Stimme, was ihr, du und dein Freund, mir übrig gelaſſen habt. Ich habe ſelbſt nichts zu eſſen, und bewirthe dich alſo mit dem Handwerksgeſchirre, mit dem du mich und unſre Kinder zu ernähren gedenkſt. — Ins Feuer mit den Karten! rief Betſwort beſtürzt aus; ſie waren

mein

mein Untergang. Vergieb mir, Herzensweib! Ich hatte härtre Vorwürfe verdient. Er umarmte sie, und wandte sich dann an Tricket. Bruder, sagte er, meine arme Molly hat uns reichlich genug bewirthet. Ich meines Theils bin entschlossen, Morgen zu unserm Meister zu gehn, meinen Fehler zu bekennen und ihn aufs neue um Arbeit zu bitten; Gott aber wird mir beystehn und mir die Sünde vergeben, daß ich so viel Jammer durch meine Spielsucht über mein Haus gebracht habe. — Tricket empfand den Scherz übel und lief trotzig aus dem Hause. Betswort hingegen wurde von dem Augenblicke an nie wieder unter den Spielern gefunden.

Wir fahren nun fort in der Lebensgeschichte Tricket's, der dem verderblichen Spiele noch ferner nachhieng, und welcher es eigentlich ist, dessen weitere Schicksale wir zu erzählen gedenken.

Tricket, der seinen ehrlichen Gimpel von Spielgesellen verlohren hatte, suchte nun vergebens einen andern von gleichem Schlage: Entweder fiel er unter Betrüger, oder unter überlegene Spieler, oder sein Unstern gab ihm Karten in die Hand, bey denen er nicht so viel Münze übrig behielt, um am folgenden Tage wieder anfangen zu können, wenn er nicht zuvor seiner armen Hanne (so hieß seine Frau) ihre wenigen sauer erworbenen Groschen abnahm. Sie hatte zwey Kinder, eines von vier, das andere von fünf Jahren, die sie mühsam durch Waschen ernährte. Geduldig ertrug sie es, wenn

ihr Mann bloß seinen Vergnügungen nachhieng, und ihr die Sorgen für sich und ihre Kinder allein überließ; aber wann er nach Hause kam und ihr überdieß noch abnahm, was sie selbst durch Fleiß und Sparsamkeit gewonnen hatte, dann konnte sie der Thränen und Klagen sich nicht enthalten. Diese aber machten auf ihren rauhen Haustyrannen so wenig Eindruck, daß er vielmehr mit der kältesten Härte auf seinen Geldforderungen bestand, um dafür im Bierhause Zerstreuung zu suchen, die er bey Weib und Kindern nicht fand.

Eine von den Familien, für welche Hanne zu waschen pflegte, war oft sorglos genug, sie wohl zwey Monathe lang auf die Zahlung warten zu lassen, die man ihr wöchentlich, bey Uiberbringung der Wäsche, hätte geben sollen. Dieß ist — beyläufig bemerkt — eine grausame Unüberlegtheit, ganz dem milden Geiste unsrer Religion entgegen, welche es verbietet, dem Arbeiter seinen Lohn vorzuenthalten. Denken die Zauderer denn nicht daran, daß Leute die sich von ihrer sauern Arbeit nähren, gewöhnlich von der Hand in den Mund arbeiten, und über der Sorglosigkeit solcher Kundleute oft Hunger leiden müssen?

Eben traf sichs einmahl, daß Hanne ein sehnlich erwartetes sechswöchiches Wascherlohn, eingenommen hatte, als ihr Mann in einer schrecklichen Laune nach Hause kam, und, weil ihm kein Heller mehr in der Tasche geblieben war, seine grausame

Hand

Hand nach diesem Gelde ausstreckte, ohne seiner Frau einen Schilling davon zurück zu lassen. Sie schrie ihm nach und bat auf das beweglichste, ihr doch wenigstens etwas davon zurück zu geben, sonst müsse sie Brod betteln mit ihren armen Kindern. — Umsonst! Tricket floh, um sie nicht zu hören, und eilte zu seinen auf ihn wartenden Spielbrüdern, in die Bierschenke zurück. Diese Grausamkeit zerpreßte der armen Hanne das Herz. Sie saß in stummer Verzweiflung und konnte ihrem Schmerze nicht einmahl durch Thränen Luft machen. Als ihr aber die Kinder so ängstlich ins Auge sahen, und über Hunger schrien und klagten, da bekamen ihre Thränen freyen Lauf. Sie drückte die Kleinen an ihre Brust. Ach, arme Würmchen! rief sie aus, euer grausamer Vater hat uns keinen Bissen gelassen als dieses Krümchen — Sie theilte hiermit ihr noch vorräthiges Stückchen Brod mit ihren Kindern; ihren Theil aber konnte sie vor Jammer nicht essen.

Ach Gott! seufzte sie, was fang' ich nun an? die Kundleute bezahlen nicht auf der Stelle — meiner Hauswirthin bin ich noch Miethgeld schuldig und wag' es nicht, Geld bey ihr borgen zu wollen. Woher soll ich nun Brod nehmen und woher einige Groschen um Seife zur Wäsche zu kaufen? Der, dessen Pflicht es ist, mir beyzustehen, ist mein ärgster Feind, und unbekümmert um meine Noth, bringt er den Erwerb meines Fleisses beym Trunk und Spiele durch!

Diese grausame Behandlung war ihr doppelt schmerzlich, weil sie, troß all seiner Fehler, immer noch mehr Liebe gegen ihren Mann hegte, als er verdiente, und ihm oft schon, wenn sie's nur einigermassen entbehren konnte, von ihrem sauern Erwerb selbst zu seinen Ausschweifungen Geld gegeben hatte. Nun aber waren alle Lebensmittel so theuer, daß sie durch ihr Arbeiten früh und spät, kaum die Nothdurft erschwingen konnte. Gleichwohl lag ihr Tricket täglich in der Schenke am Spieltische. Seinen Spielgesellen aber gefiel es nicht mehr, länger auf Credit zu spielen; der Wirth wollte ohne baare Bezahlung nicht einschenken, und Geld durch Arbeit zu gewinnen, war Trickets Sache nicht mehr. In dieser verzweifelten Lage war es nun, als er, wie gesagt, unter fluchen und schelten über sein Unglück, nach Hause kam und eben seine Frau mit dem Zusammenzählen ihrer frisch eingenommenen Baarschaft von etwa zwölf Thalern beschäftigt fand. Der Anblick dieses Geldes bey seinem Ingrimme über den erlittenen Verlust, erweckte in ihm mit aller Macht den Wunsch und die Hoffnung, das verlohrne Geld im Spiel doppelt wieder zu hohlen. Wie ein Geyer mit seiner Beute flog er also mit diesem unentbehrlichen Bedürfnisse der Seinigen davon, ohne nur an den hülflosen Zustand derjenigen zu denken, welche ihm lieb hätte seyn sollen, wie sein eigenes Leben. So verhärtete die Spielsucht sein Herz und erstickte jede gute Empfindung in ihm.

Die

Die arme Tricket legte indeß, abgestarrt und hungrig, ihre Kinder zu Bette, und setzte sich weinend auf die Spange, während ihr Mann seine Stunden zwischen gierigen Hofnungen und Furcht theilte, über seine Karten schwur und fluchte und in der Wuth einmahl ums andere hinein trank. In später Mitternacht kam er endlich trunken nach Hause. Sein Weib fand er noch ausser Bette, blaß und zitternd, und ihr Gesicht aufgetrieben, vom Weinen. — Ich dachte, sagte sie, du habest uns gar, aufs gerathewohl, sey's zum Leben oder Hungersterben, verlassen. Wie konntest du doch so grausam seyn, mich ganz auszuschälen, ohne mir einen Pfennig im Hause zu lassen? Um Gottes Willen gieb mir etwas von dem Gelde wieder, das meine ganze Baarschaft auf Gottes Erdboden war, wenn du nicht ernstlich verlangst, mich und meine Kinder Hunger sterben zu sehn! — Wenn das dein Hab und Gut war, versetzte Tricket, so mußt du wirklich sterben; denn das alles und wohl mehr noch, ist bey Heller und Pfennig zum Henker! . . Indem er dieß sagte, stürzte er seine Taschen, um ihr augenscheinlich zu zeigen, wie ausgesäckelt er war. — Die arme Frau, ohnedieß schon von Gram und Fasten beynahe erschöpft, fiel darüber vor seinen Füssen in Ohnmacht. Tricket, der sie nie so zuvor gesehen hatte, hielt sie für todt. Ob er gleich noch von Bier und Branutwein benebelt und verstört war: so erfüllte ihn doch der Gedanke, Ursächer ihres Todes zu seyn, mit

 schreck=

schrecklichem Schauder. Die Kinder erwachten über seinem Geschrey, fuhren auf, und da sie ihre Mutter auf dem Boden erblickten, riefen sie: "Mutter! Mutterle! Herzens-Mutterle!" aus so vollem Halse, daß über dem Lärm auch die Hauswirthin, die im obern Stock schlief, und eine neben ihr wohnende Wittwe, aus dem Schlummer erwachten. Zum Ueberfluße lief Tricket in den Tennen und erhob ein fürchterliches Geschrey: O mein Weib, mein Weib! Erbarmt euch! Um Gottes willen erbarmt euch, ihr Leute! Ich habe sie umgebracht! Hülfe! Hülfe! Seine Frau lag indeß auf dem Boden, die beyden Kinder, welche ihr die kalten Hände und Lippen küßten, und sie mit heissen Thränen benetzten, krochen um sie herum.

Während dieses Auftritts stürzten die Wittwe und die Hauswirthinn ins Zimmer und sahen mit Entsetzen den jammervollen Anblick. Tricket rief ihnen entgegen: "Da seht, da seht was ich gethan habe — mein Weib ermordet! Ich Ungeheuer!" — Nein, so ein Ungeheuer konntest du nicht seyn! sagte die Wittwe. Wie hättest du sie denn umgebracht? wo ist denn die Wunde? Doch, laßt uns statt der Umfrage, sie lieber aufrichten! Sie that es unter Beyhülfe des Mannes, und beyde bemerkten mit Entzücken einige Spuren des zurückkehrenden Lebens. Nach einiger Erhohlung fragte die Hauswirthin die Kranke: wo ist denn ihre Verwundung, armes, unglückliches Weibchen? Wer hat Sie so unmenschlich geschlagen? — Die arme Frau sah zerstört um sich

her. Was meynen Sie? war ihre Frage. Er hat mich nicht geschlagen, ob ich gleich lieber wünschte, er hätte nur das gethan. — Ach Gott vergieb! Ach liebe Hanne vergieb mir! rief Tricket, entzückt über ihre Wiederbelebung, aus, und warf sich auf die Kniee vor sie hin. Ihre ersten Worte enthielten eine Versicherung, ihrer herzlichen Verzeihung.

Die wackre Wittwe war indeß geschäftig Feuer anzumachen und das Bett zu wärmen, weil sie bemerkte, daß die Kranke grausam erstarrt war. Sie brachte ihr darauf eine Tasse warmen Wein. Tricket, dem die Berauschung über der Angst ganz vergangen war, legte seine Kinder wieder in ihr Bettchen, und sah bald auf sie bald auf die Mutter mit starren Blicken hin, während sein Herz mit den eindringendem Gefühl ihrer Bedürfnisse und seiner Schuld- und Ruchlosigkeit rang. Sein Weib fiel bald in einen erquickenden Schlummer; aber nach wenig Stunden erwachte sie mit einem hitzigen Fieber. Tricket der an ihrer Seite gesessen hatte, bemerkte kaum, daß Hand und Stirne an ihr glühend heiß waren, als seine Angst von neuem wieder kam. Er flog schleunig aus dem Hause, um Hülfe zu holen, und lief, ohne zu wissen wovon er Arzney und Verpflegung bezahlen würde, mit seinem Knotenstocke durch die Strasse. Kaum hatte er den halben Weg zur Apotheke gemacht, als er an der Ecke der Strasse einen wohlgekleideten Mann einhohlte. Tricket sah sich plötzlich um — und da er keine Seele bemerk-

te: so stieg in ihm der Gedanke auf: "wie wär's, wenn ich die Gelegenheit benutzte, Weib und Kindern Brod zu schaffen?„ Gedacht und gethan! Mit aller Gewalt schlug er den Mann rücklings auf den Kopf, streckte ihn zu Boden, und war eben noch im Begriffe seine Taschen zu plündern, als ein Schaarwächter, der von der andern Ecke herum kam, auf ihn stieß und mit seiner Klapper Lärm machte.

Tricket suchte zu entwischen; aber umsonst! Auf den Ton der Lärmklapper kamen von allen Ecken und Enden so viele Schaarwächter zu Hülfe, daß kein Entfliehens mehr war. Während ein Paar dem zu Boden geschlagenen Manne beystanden, lieferten die andern den Straßenräuber in das Blockhaus. Da indeß der Geschlagene blos betäubt war, und nach einiger Zeit wieder zu sprechen vermochte: so bat er die Leute, ihn in sein nicht weit davon gelegenes Haus zu bringen; diese aber fragten ihn, ob er nicht seye geplündert worden. Da er seine Taschen visitirte: so fand sich, daß Uhr und Börse weg waren. Der Mann beschrieb die Uhr auf das genaueste; gab die Farbe der Börse und die darin enthaltenen Münzsorten genau an und ließ dann zu Hause dem Schaarwächter die Beschreibung schriftlich ertheilen. Dieser lief damit zu dem Blockhause, und da man den Gefangenen durchsuchte, fand man Uhr und Börse, genau nach der Angabe bey ihm.

Da der Morgen angebrochen war, brachte man

ihn

ihn vor den Friedensrichter. Tricket mußte nun sprechen, und da er sah, daß hier nichts mehr zu läugnen war; so verfiel er aus seiner bisherigen Betäubung in die wehmüthigste Reue. Er gestand alles; am meisten aber beklagte er das Elend seiner Familie. Dieß allein, sagte er, habe ihn zu der schrecklich unbesonnenen Handlung verleitet. Er wiederholte einmahl um das andre, daß nur die äusserste Noth ihn gezwungen habe, und daß er daher Gnade für Recht zu erhalten und wieder losgelassen zu werden hoffe. Er betheuerte, daß er vor dem unglücklichen Augenblicke, in welchem er, im Begriffe, sein Weib vom Todte und seine Kinder vor dem Hunger zu retten, auf diesen Mann gestossen sey, niemahls daran gedacht habe, ein solches Verbrechen zu begehen.

Der Friedensrichter, welcher von Tricket's Gemüthsart und ganzem Lebenswandel wohl unterrichtet war, versetzte hierauf: daß zwar das Verbrechen ohne langen Vorbedacht, und in der Noth begangen worden sey; daß aber der Thäter durch seine Spielsucht sich offenbar selbst in diese Noth versetzt habe. Mein Freund, sagte er, Ihr seyd eben von einer Stufe des Lasters auf die andre gestiegen, wie Alle, die bisher vor mich gebracht worden sind. Anfangs, da ihr Euch noch in guten Umständen befandet, ward Ihr, ohne alle Noth, ein liederlicher Handwerker aus Spielsucht. Als Ihr darüber ausser Arbeit kamt, verfielt Ihr aus

vermeintlicher Noth auf den Gedanken, Euch vom Spiele gar nähren zu wollen und verwegener zu spielen, als jemals. Ihr verkohrt Eure Barschaft und die Noth verleitete Euch Euer Weib ihres sauer erworbenen Sparpfennigs zu berauben. Da Ihr endlich Weib und Kinder in das äusserste Elend gesetzt hattet, drang Euch eine neue Noth, zu ihrer Rettung ein Strassenräuber zu werden. Auf diese Art kann ich den Ursprung Eures Verbrechens nicht sowohl in der Noth, als vielmehr in Eurer Spielsucht finden. Diese allein führte Euch von einer Versuchung in die andere; denn wer einmahl in diese Sucht verfallen ist, der kann nicht mehr voraus sehen, wohin ihn zuletzt der Spielteufel verleiten wird. Statt Euch also selbst zu entschuldigen, dankt Ihr vielmehr Gott, daß der Mann, den Ihr geschlagen und geplündert habt, nicht auf dem Platze geblieben ist; sonst wäret Ihr nicht nur als ein Räuber und Schläger, sondern als wirklicher Mörder vor mich gebracht worden.

Der arme Tricket war über diese Bemerkungen gewaltig betroffen. Er sagte kein Wort mehr zu seiner Entschuldigung, sondern bat und flehte nur, ihn um seines braven Weibes willen nicht aufknüpfen zu laßen. — Die Beschaffenheit der Strafe, versetzte der Friedensrichter, hängt nicht von meiner Willkühr, sondern von den nähern Umständen ab, die sich bey der gerichtlichen Untersuchung vor dem peinlichen Gerichte ausweisen müssen.

Während dieser Auftritt bey dem Friedensrichter vor-

vorfiel, war Trickets Frau in der kläglichsten Lage. Als ihr Mann fortgieng, hatte er sie versichert, daß er nur in aller Geschwindigkeit in eine Apothecke laufen und ihr Arzney holen wolle: Zwey Stunden waren indes vergangen und sie hatten noch nichts von ihm gehört. Sie fieng an einen Unfall zu ahnden und wurde darüber so alterirt, daß sie in eine gänzliche Verwirrung fiel. Zufällig kam während der Zeit ein Herr zu dem Friedensrichter, erfuhr von diesem den Vorfall und wurde durch Menschlichkeit bewogen, sich sogleich genauer um den Zustand der Trickettischen Familie zu erkundigen. Da er die arme Frau so gefährlich krank fand; so sorgte dieser Herr vor allem für einen geschickten Arzt. Auf den Gebrauch der Blasenpflaster und einiger innerlichen Mittel ließ die heftige Hitze und mit ihr die Verwirrung nach. So bald aber der Verstand wieder kam, so verfiel sie auch wieder in schwere Sorgen wegen ihres Mannes und verlangte unabläßig, zu wissen, was ihm begegnet sey. Drey Tage lang durfte man es jedoch nicht wagen, ihr die schreckliche Wahrheit zu gestehn, bis sie endlich der Arzt für wiederhergestellt genug hielt, um eine solche Nachricht ertragen zu können.

Der Vorfall war kaum ihr entdeckt, als sie schon sich reisefertig machen wollte, ihren Mann im Gefängnisse zu besuchen. Aber vor Schwachheit konnte sie das Bett nicht verlassen. Gleichwohl drang sie so lange in den Arzt, bis er ihr endlich erlaubte,

sich in eine Kutsche dahin bringen zu lassen. Sie empfahl also ihre Kinder der Aufsicht ihrer menschenfreundlichen Hauswirthin, und fuhr nach dem Gefängnisse. Ihr Anblick machte den gefangenen Tricket zwar ganz ohnmächtig; aber doch war er entzückt, sie noch lebendig zu sehn; und nach und nach wurde er auch durch ihre Gefälligkeit, und Liebkosungen einigermaßen getröstet und gestärkt. Sie ermahnte ihn mit heißen Thränen, durch aufrichtige Buße sich der Gnade Gottes zu empfehlen und von ihm Vergebung zu erflehen; dann aber versuchte sie, vermöge ihrer natürlichen Gutmüthigkeit und Theilnahme, einige Umstände zur Milderung seiner Strafbarkeit ausfindig zu machen. Besonders viel baute sie darauf, daß eigentlich Liebe für sie und ihre nothleidenden Kinder ihn zu jener raschen und bösen Handlung verleitet habe, und daher hoffe sie, daß dieser Umstand ihm die Gnade des peinlichen Gerichtes erwerben würde. — Ach Gott! wenn das wäre, seufzte Tricket, ich würde gewiß nicht wieder in meine vorigen Laster verfallen; aber — da ist keine Hofnung; der begangne Raub ist vollständig erwiesen. Daß ich nicht gar ein Mörder geworden bin, ist blos dem Glücke zuzuschreiben, und der erste Grund von Allen, liegt nicht in der Noth, sondern in meiner liederlichen Spielwuth, wie der Friedensrichter wohl angemerkt hat. Ich muß vor das peinliche Gericht — die Stunde kommt — bereite dich vor auf ein hartes Urtheil, und bete für mich,

daß

daß ich möge gefaßt seyn auf ein noch strengeres Gerichte nach dem Todte. — Hanne fiel auf die Kniee und Tricket warf sich neben ihr auf die Erde, und so beteten sie vereinigt mit einem solchen Gefühle der Zerknirschung um Verzeihung vor dem Throne der Gnade, daß beyde in der süßen Hofnung, um Christi willen, erhört zu seyn, mit so erleichteten Herzen wieder aufstanden, daß sie gefaßt waren, den Ausgang, wie er auch seyn möge, zu erwarten.

Tricket wurde vor das peinliche Gericht geführt und zum Tode verdammt; aber die mildernden Umstände, mit denen die That begleitet war, kamen durch den Friedensrichter vor die Ohren des Königs; und die Todtesstrafe wurde in eine Verweisung nach Botany-Bay verwandelt. *)

Die Furcht vor dem Tode machte, daß Tricket anfangs diese ewige Verweisung für eine Wohlthat erkannte; desto bitterer aber war der Schmerz seiner treuen Gattinn, als er dahin abgeführt werden sollte; denn seit sie ihn reuevoll gesehen hatte, war ihre Liebe zu ihm wieder so neu und stark geworden, daß sie alles von ihm erlittenen Unrechts nicht mehr gedachte und seine Landesverweisung für eben so schrecklich hielt, als den Tod.

Sie

*) Botany-Bay, ein Landesstrich an der Ostküste von Neuholland, einer sehr großen auf der südlichen Erdhälfte befindlichen Insel, zwischen Asien und Amerika. Im Jahre 1787 schickte man aus England eine Anzahl Verbrecher und liederlicher Weibspersonen nach Botany-Bay, um das Land zu bevölkern.

Sie war fest entschlossen mit ihm zu gehen. Da sie aber überlegte, wie unverantwortlich es seyn würde, auch ihre Kinder mit ins Elend zu führen: so entschloß sie sich, aus Mitleiden gegen diese, wie entsetzlich es ihr auch ankam, zurück zu bleiben. — Das edle Herz, welches sie bey dieser Gelegenheit zeigte, erweckte ihr indeß viele Freunde, welche sie mit Geld und Arbeit unterstützten, und für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder sorgen halfen.

Nach und nach kam auch ihr Gemüth wieder in ruhigere Stimmung, und sie fand, daß wer redlich handelt, und glaubig auf Gott vertraut, nie von ihm verlassen wird, wie unglücklich auch seine äussern Umstände scheinen und seyn mögen.

Dieß ist die wahre Geschichte des armen Spielers Tricket. Laßt uns aus ihr die traurigen Folgen der Spielsucht lernen. Erst stürzt sie gewöhnlich den Menschen in Mangel; verhärtet sein Herz gegen das, was ihm auf Erden am liebsten seyn sollte, gegen Weib und Kind; und führt ihn am Ende wohl gar zu Thaten, bey denen er Gefahr läuft, sein Leben nach Urtheil und Recht zu verlieren.

Sechs
weltliche Lieder
für
lustige Landleute.

(Aus den fliegenden Volksblättern.)

Bayreuth, 1797.
in der Lübeckischen Hofbuchhandlung, und in den
vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augsburg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürich rc. in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers in Gotha.

(4.)

Die fliegenden Volksblätter werden nicht nur neue, sondern auch, wie hier geschehen ist, schon bekannte Volkslieder liefern; theils, weil das Volk mehr nach diesen, als nach jenen greift; theils, weil die landläufigen Lieder hier und da einer Abänderung bedürfen; hauptsächlich aber, weil diese durch das Abschreiben und durch die blos mündliche Fortpflanzung allmählig so verstümmelt werden, daß fast kein Sinn mehr heraus zu bringen ist.

Drescherlied.

In bekannter Melodie.

Hört ihr, ihr Drescher? Da schlägt es schon
Drey,
Munter! Ergreift das Gewehr!
Weckt euch das Wächter= und Hahnengeschrey,
Zaudernde Schläfer, nicht mehr?
Lange drischt auf und ab, munter und froh,
Velten, der fleißige Nachbar, sein Stroh:
Ticktacktack, Ticktacktack, Ticktacktack Tack.

Müßten nicht tausend Geschöpfe vergeh'n,
Stürben nicht Menschen und Vieh,
Wollte der Bauer nicht pflügen und sä'n,
Schneiden und sammeln für sie?
Manches stolzirende Städtergesicht
Zehrte vor Hunger ab, dräschen wir nicht:
Ticktacktack, Ticktacktack, Ticktacktack Tack.

Alt und natürlich ist unser Beruf;
Adam, der Vater der Welt,
War schon in Eden, als Gott ihn erschuf,
Aecker zu bauen bestellt.
Ei so! was kümmert uns städtischer Hohn?
Gieng es bey Adam und Eva doch schon:
Ticktacktack, Ticktacktack, Ticktacktack Tack.

Minder beschwerlich ersportelt sich zwar
Unser Herr Amtmann das Gold;
Aber fast täglich versalzt ihm die Schaar
Streitender Narren den Sold.
Mag er die Feder zerkäuen! denn wir
Führen viel leichter den Flegel dafür:
Ticktacktack, Ticktacktack, Ticktacktack Tack.

Sagt nicht: „wie hat es der glückliche Mann,
Unser Herr Pfarrer, so gut!“
Denkt nur, wie muß er am Feyertag dran,
Während der Bauersmann ruht!
Wie er fast täglich den Kopf sich zerbricht! —
Jehu! das brauchen beym Dreschen wir nicht:
Ticktacktack, Ticktacktack, Ticktacktack Tack.

Kann wohl dem König die leckerste Kost
Besser als Brod uns gedeihn?
Schmecket dem Drescher nicht Bier oder Most
Besser als Fürsten ihr Wein?
Jehu! wie wären wir alle so froh,
Gieng es ein dreyßigfachs Leben noch so:
Ticktacktack, Ticktacktack, Ticktacktack Tack!

Hans an seine Lene.

Mel. Blühe liebes Veilchen.

Setze, liebe Lene,
Komm und setze dich
Auf die Garbe, schöne
Lene, neben mich.
Setze dich, umfasse
Meinen Arm und lasse,
Freundliches Gesicht!
Deinen Hansen nicht.

Jacob war vor Freude
Kaum so hoch entzückt,
Als er auf der Weide
Rahels Aug' erblickt,
Wie ich, beßte Lene,
Deiner Zauberschöne,
Deiner Freundlichkeit
Längstens mich erfreut.

Aber Eines wisse:
Deinen Mund so roth
Sind auch tausend Küsse
Längst von mir gedroht.

Laß mich denn, du Lose,
Ruh'n auf deinem Schooße,
Und dann wiege fein
Mich mit Küssen ein.

Ha! so gibts kein Pärchen
Auf der ganzen Fluhr;
Michel und sein Klärchen
Sind's die Hälfte nur.
Wir! wir sind die Leute!
Bräutigams und Bräute
Gibt's die Menge hier;
Doch kein Paar wie Wir.

Erstlich sind wir beyde
Hübsch, das sagt der Neid;
Und sodann, fürs zweyte,
Lauter Freundlichkeit;
Drittens; gute Seelen,
Die kein Lämmchen quälen;
Viertens, wie der Fisch
In dem Wasser, frisch.

Doch, hier laß mich schweigen!
Tausendmahl so viel
Würde kaum erreichen
Unsers Lobes Ziel.
Kurz, wir sind, wir Beyde
Ausbund wackrer Leute;
Das bezeugen wir
Alle beyde hier.

 Denk

Denk dir erst, o Wunder!
Rings um unsern Tisch
Kinder, schön und munter,
Wie die Palmen frisch!
Ha, das wird ein Leben!
Hand darauf gegeben!
Lene, du bist mein!
Hans ist ewig dein!

Lachst du, werd' ich lachen;
Weinst du, wein' ich mit.
Freude wird uns machen
Jeder Tritt und Schritt.
Also schlendern beyde
Wir ans Grab, und Freude
Lachet mir und dir
Ewig dort, wie hier.

Nachtbesuch.

Mel. Lernt die Zufriedenheit von mir ꝛc.

Oder: Geh, Mädchen, packe dich nach Haus ꝛc.

(Er.) Hollah, Hollah! thu auf mein Kind,
Thu auf in stiller Nacht!
Es schläft der Hund, es saußt der Wind,
Und keine Seele wacht.

(Sie.)

(Sie.) Wohl schlummert alles; aber mein
Gewissen schläft doch nicht.
Ich säh dir, ließ ich jetzt dich ein,
Nie dreist mehr ins Gesicht.

(Er.) Warum? warum? was riethe dir
Doch dein Gewissen ab?
Nur reine Liebe brennt in mir
Und brennt bis in mein Grab.
(Sie.) Wohl sucht dein Herz, voll Lauterkeit,
Gewiß nicht meinen Schmerz;
Doch aber die Gelegenheit
Verführt das beßte Herz.

(Er.) O nein! o nein! mich macht sie nicht
An dir, zum Ehrendieb.
Da bist du, freundliches Gesicht,
Mir himmelweit zu lieb.
(Sie.) Bin ich dir lieb: so sey auch fein
Auf meinen Ruf bedacht.
Geh hin, und meide bösen Schein;
Denn die Verleumdung wacht.

(Er.) Sey rein und kalt wie Schnee und Eis,
Sperr dich ins Kloster ein:
Die Schmähsucht schont um keinen Preiß,
Es muß getadelt seyn!

(Sie.)

(Sie.) O, laß sie schmähen! — Halt' ich mich
Nur rein von böser That:
So wird, das glaube sicherlich,
Wohl auch der Lüge Rath.

(Er.) Ha! rede nichts von Trug der Welt,
Von bösem Ruf und Schein!
Ein Andrer ist für dich bestellt,
Drum läß'st du Mich nicht ein. —
(Sie.) Ach! ewig dein und dir verpflicht't,
Ist Herz, und Mund und Hand;
Nur fordre meine Unschuld nicht
Zum Liebes-Unterpfand.]

(Er.) O nein, o nein! zur guten Nacht!
Schlaf wohl und liebe mich!
Dein Engel, welcher dich bewacht,
Sprach dieses Wort durch dich.
(Sie.) Ade, Ade, schlaf wohl und warm!
Geh hin und bleibe mein!
Bald schlummern wir nun, Arm in Arm,
Am Hochzeitabend ein.

Der glückliche Landmann.

Mel. Auf, auf! Schätzle steh auf!

Wo, wo, wo ist der Mann,
Der ein solch Weibchen küßt,
Wie mein lieb's Gretchen ist?
Wo, wo, wo ist der Mann?

Geht, geht, geht nur durchs Land;
Sucht nur ein Weib wie mein's —
Heisa! ihr findet keins!
Geht, geht, geht nur durchs Land.

Schaut, schaut, schaut sie nur an!
Gleicht ihr nicht Milch und Blut?
Steht ihr nicht alles gut?
Schaut, schaut, schaut sie nur an.

Rund, rund, rund ist ihr Kinn!
Rappenbraun ist ihr Haar,
Pechschwarz ihr Augenpaar,
Rund, rund, rund ist ihr Kinn.

Hold, hold, hold ist ihr Mund!
Was er in Liebespracht
Zwischen zwey Grübchen lacht!
Hold, hold, hold ist ihr Mund.

Leicht,

Leicht, leicht, leicht ist ihr Tritt!
Schaut, wie sie tanzend geht,
Sich wie ein Kreisel dreht;
Leicht, leicht, leicht ist ihr Tritt.

Flink, flink, flink wie zum Tanz,
Stellt sie, nach Sitt' und Brauch,
Sich zu der Arbeit auch;
Flink, flink, flink wie zum Tanz.

Seht, seht, seht ihren Fleiß,
Alles an meinem Leib
Strickte und spann mein Weib;
Seht, seht, seht ihren Fleiß.

Rein, rein, rein ist ihr Putz!
Teller und Tisch und Bank,
Alles ist hell und blank;
Rein, rein, rein ist ihr Putz.

Gut, gut, gut ist ihr Tisch!
Wohlgeschmack für den Mund,
Auch für den Leib gesund;
Gut, gut, gut ist ihr Tisch.

Klug, klug, klug ist mein Weib!
Häuslich, und doch dabey
Ferne von Knausserey;
Klug, klug, klug ist mein Weib.

Sanft,

Sanft, sanft, sanft ist ihr Herz!
Kaum sind von Sinn und Muth
Täubchen und Lamm so gut;
Sanft, sanf, sanft ist ihr Herz.

Treu, treu, treu ist ihr Sinn!
Keiner als Ich, ihr Schatz,
Findet bey Gretchen Platz;
Treu, treu, treu ist ihr Sinn.

Ju! juheisa juhe!
Was sie noch weiter ist
Weiß ich wohl, aber . . Bst!
Ju! juheisa juhe!

Schäferlied im Frühlinge.

Mel. Arm und klein ist meine Hütte.

Mit dem grünen Feyerkleide
Schmückt sich wieder die Natur,
Und mein kleines, liebes, feines
Räderhaus verschönt die Fluhr.
Gott sey Dank! Nun bin ich wieder
Ferne vom Geräusch der Welt.
Leb verborgen, ohne Sorgen,
Einsam hier im freyen Feld.

Ein

Ein getreues Hündchen wedelt
Mir zu Füssen auf und ab;
Tanzt und hüpfet, kreucht und schlüpfet
Gaukelnd um den Schäferstab.
Um mich her in Friede weidet
Meiner lieben Schäfchen Schwarm;
Junge schmeicheln, lecken, streicheln
Traulich = froh auf meinem Arm.

Alle hören meine Stimme,
Folgen ihr und lieben mich.
Meinen Willen zu erfüllen
Eifern alle unter sich.
So will ich auch Gott mit Freuden
Ewig meine Kräfte weih'n;
Will ihn lieben, guten Trieben
Folgsam bis ans Ende seyn.

Lied beym Aernteschmauß.

Mel. Geh, Mädchen packe dich nach Haus.

Ei, Kameraden, sitzt man auch
Beym Aernteschmauß so stumm?
Frisch auf, und singt nach altem Brauch
Ein hübsches Lied herum.
Gesang allein macht süß den Wein
Und fröhlicher den Schmauß;
So stimmt denn alle mit mir ein
Und trinkt fein wacker aus.

Der Herzgeliebten trink' ich dieß,
Sie lebe für und für!
Der Wein schmeckt noch einmahl so süß
Sing' ich dabey von ihr.
Sie ist so gut und wohlgemuth
Und freundlich, wie ein Lamm,
Und wenn sie mir am Herzen ruht,
Nennt sie mich Bräutigam.

Wohlan! es lebe meine Braut!
Trinkt's ihr zu Ehren leer!
Doch schaut! — Bey meiner Seele! schaut
Da kommt sie selber her.

Will-

Willkommen hier! Ich trink' es dir
Herzallerliebste zu!
Kein Mensch auf Erden käme mir
Willkommener als du.

Auf, Musikanten, auf herbey!
Ihr wißt ihr Leibstück schon:
„Heidideldum, Heidideldey,
„Ich denk' an's Nachbars Sohn;
„Und denk' ich ihn, dann wird mein Sinn
„Mit einem Mahl so froh.
„Ach, bis zum Sterben lieb' ich ihn!“ —
Sag, Schätzchen, heißt's nicht so?

Für den Monat Julius 1797 sind folgende fliegende Volksblätter erschienen:

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.
2. Die Schatzgräber. Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.
4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute.

Das Heckemännchen;
oder
die Kunst, ohne Zauberey
wohlhabend zu werden.

(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.
in der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürch ꝛc.
in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers
in Gotha.

(5.)

Auf einer Reise nach Leipzig kam Hieronymus, ein Buchhändler, unter Sturm und Regen in ein kleines Dörfchen, in welchem vielleicht seit zehen Jahren, kein Reisender seines Schlags übernachtet hatte; denn wer auch noch so fest entschlossen war, in dem dasigen Wirthshause zum blauen Esel Quartier zu machen, gab gewiß, nach einem viertelstündigen Aufenthalte, den Vorsatz wieder auf; innassen die Frau Wirthinn in Oehl gebacken, der Herr Wirth aber leibhaftig zu seyn schien, was der Schild seines Hauses weissagte.

Für unsern Hieronymus war jedoch keine andre Wahl, als, entweder mit Geduld auszuharren, oder es zu wagen, auf dem Wege nach einem bessern Quartier zu ertrinken. Zum Glücke war er ein Mann, der die Kunst verstand, alles, was nicht zu ändern ist, gelassen zu tragen, und an jeder Gesellschaft eine anziehende Seite zu finden. Ehe eine halbe Stunde vergieng war er also mit den ländlichen Gästen, welche sich die lange Weile beym Bierkruge verkürzten, im vertrautesten Gespräche. Den Anfang machten sie, wie gewöhnlich, mit der Witterung, wobey sie nicht vergassen, sich fleißig auf den

hundertjährigen Kalender zu berufen. Dann kamen sie auf politische Angelegenheiten. Die Abgaben waren zu groß, der Verdienst zu klein und der Weg zum Reichthume zu schmal. Dagegen priessen sie die Zeiten ihrer Urgroßväter, wo man, wie im Schlaraffenlande, das Maul nur aufthun durfte, um die gebratenen Tauben zu fangen. Dieß gab endlich Veranlassung zu allerley Mährchen von Schätzen, Heckethalern, Heckemännchen und dergleichen.

Da keiner recht wußte, was es eigentlich mit den so genannten Heckemännchen für eine Bewandtniß habe: so erzählte ihnen Hieronymus, daß in den ältern Zeiten, wo das Volk noch abergläubiger war, durch lose Betrüger, zugeschnitzte Wurzeln *) in einem Schächtelchen, unter dem Vorgeben seyen verkauft worden, daß, bey gehöriger Wart und Pflege, alle Tage so viel Geld in dem Schächtelchen gefunden würde, als man für das Ding bezahlt habe.

Das wollte jedoch den Bauern nicht so ganz einleuchten, indem einige von ihren Großvätern her andre, und, wie sie glaubten, weit zuverlässigere Nachrichten hatten, ja sogar die Leute noch mit Namen anzuführen wußten, die durch dergleichen Geldmännchen reich geworden seyn sollten.

Das will ich nicht gerade zu läugnen, versetzte Hieronymus; aber dann war ihr Heckemännchen gewiß

*) Besonders von der Allraunwurzel (Mandragora oder südlichen Wolfskirsche.)

wiß das nicht, von dem man gewöhnlich schwatzt. Ich selbst, fuhr er mit einer geheimnißvollen Miene fort, verdanke einem Heckemännchen mein ganzes Glück; aber, wie gesagt, keiner betrüglichen Wurzel, sondern einem Recepte, wofür ich Gott und dem, der es mir gab, nicht genug danken kann.

Wie? was? einem Recepte? Kann man denn die Heckemännchen nach einem Recepte machen? rief einer von der Gesellschaft lachend aus: — Ja wohl, ja wohl! versetzte Hieronymus. Ich habe es von einem Amerikaner Namens Benjamin Franklin vor etwa zwanzig Jahren erhalten, und diesem verdank' ich es, nächst Gott, aus einem blut-armen Anfänger ein wohlhabender Mann geworden zu seyn.

Wie sieht denn aber mit Verlaub, das Ding aus, wenn man fragen darf? sagte der Neugierigste aus der Gesellschaft. — Das kann ich vor der Hand nicht beschreiben, erwiederte der Buchhändler; aber das darf ich doch sagen, daß mich das Recept auf der Leipziger Messe, wohin ich eben wieder reise, nicht mehr, als höchstens einen Groschen gekostet hat

J, da könnten Sie uns ja wohl, rief einer, den Gefallen thun, und um Geld und gute Worte uns auch eines mitbringen!

O du Hans guck in die Welt! fiel ihm sein Nachbar ins Wort, meynst du denn man verkauft solche Geheimnisse wie Schuhnägel auf der Gasse?

Kein Geheimniß! versetzte Hieronymus. Das Recept kann jedermann alle Messen bekommen. Aber

viele Leute halten nichts darauf oder mögen doch nicht darnach thun.

Und was könnte denn das Recept heut zu Tage, wo alles aufschlägt, kosten? fragte ein Dritter.

Einen Groschen, aufs höchste! erwiederte der Buchhändler.

Aber die Zuthaten werden desto kostbarer seyn — meynte der Vierte.

Ei, wenn es keinen Anstand hätte als den! sprach Hieronymus. Es kostet gar nichts. Nicht einen Heller!

Je, so sollte man's doch probieren! sagte der fünfte.

Wenn ihr eine Probe machen wollt, sprach der Buchhändler: so steht auch das Recept zu Diensten. Ich bin nicht neidisch. In drey Wochen komme ich wieder zurück und bringe jedem von Euch das Recept unentgeldlich mit. Hier ist meine Hand darauf!

Erst da Hieronymus abgereiset war fuhr den Bauern die Vermuthung durch den Kopf, daß der Mann sie wohl alle müsse zum Beßten gehabt haben, und keiner hofte daher, ihn je in seinem Leben wieder zu sehen.

Fast vier Wochen waren wirklich vergangen und kein Recept war gekommen. Die Bauern neckten sich nun selbst mit ihrer Leichtgläubigkeit. An einem Sonntage aber kam unvermuthet Hieronymus wieder vor das Wirthshaus.

J, seht doch, rief der Wirth, da ist er ja! — — Nun was bringen Sie guts Neues von Leipzig mit

mit? fragten einige von den Gästen, die ihn vor etwa 4 Wochen kennen gelernt hatten. — Was anders, als das Recept? Ich komme blos, um mein Versprechen zu erfüllen — sagte Hieronymus.

Er trank ein Glas Bier und gab dann jedem von den Gästen einen gedruckten Bogen, in Goldpapier gebunden. Hier sagte er, ist das Recept; aber wohl gemerkt! alle Tage müßt ihr es einmahl euern Weibern und Kindern vorlesen, bis ihr es ganz versteht und fast auswendig hersagen könnt; denn ihr müßt alle zusammenhelfen und euch auf das sorgfältigste nach der Vorschrift richten. Wer das thut wird gewiß an den Buchhändler Hieronymus denken und mir's Dank wissen.

Er stieg wieder zu Pferde und ritt weiter.

Die Bauern fiengen nun an neugierig zu blättern. Vier davon hielten das Recept blos für ein Stück aus einer Predigt, und thaten daher so wenig darnach als nach den Predigten ihrers Pfarrers. Vier aber fanden es so einleuchtend, daß sie nicht nur, durch fleissiges Lesen, den Rath des Buchhändlers, sondern auch durch Thun und Lassen die Vorschriften des Recepts befolgten. — Die vier ersten kamen indeß entweder täglich mehr rückwärts, oder doch um keinen Schritt empor; die vier letzten aber wurden durch genaue Befolgung des Recepts wohlhabende, zufriedene Menschen, und dankten mit den Ihrigen Gott, der ihnen den redlichen Mann zugeführt hatte, der ihnen so uneigennützig aus aller Noth half.

Wer es eben so gut haben will, folge ihrem Beyspiele! An uns wenigstens soll die Schuld nicht liegen, wenn das Recept nicht anschlägt; denn wir theilen es treulich von Wort zu Wort mit, wie es Hieronymus gegeben hat und wir es selbst, durch lange Erfahrung, probat gefunden haben. Hier ist es!

Ich hielt neulich mit meinem Pferde vor einem Orte, wo sich, einer öffentlichen Versteigerung wegen, eine Menge Menschen versammelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten und einer unter andern wendete sich an einen alten, grauen, dem Ansehen nach wohlhabenden Mann. „Und Ihr, Vater Abraham, was sagt Ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden? denn wie ist's möglich, sie zu erschwingen? Und was meint Ihr, daß man machen soll?"

Vater Abraham dachte eine Weile nach, und erwiederte sodann:

„Mein guter Rath steht euch und zwar in aller Kürze, zu Diensten. Die Abgaben sind allerdings schwer; allein, wenn wir sonst keine, als die an Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel schwerer fallen. Unsre Faulheit, zum Beispiele, nimmt uns zweymahl so viel ab, als die

Obrigkeit, unsre Eitelkeit dreymahl und unsre Thorheit viermahl so viel.

Von diesen Abgaben kann uns kein anderer Mensch, weder ganz noch halb, befreyen. Hier müssen wir uns selbst helfen. Hilf dir selbst: so hilft dir Gott!

Uiber eine Regierung, die das Volk zwänge, den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen, würde jedermann schreyen; aber die Faulheit nimmt den Meisten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmahl die Zeit, die ihr mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die um nichts besser sind, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich recht habe. Der Müssiggang verkürzt unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müssiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht ist immer blank, sagt das Sprichwort. Liebst du also das Leben: so verderbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen: so ist Verschwendung der Zeit die grösseste unter allen Verschwendungen; denn, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende doch selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände re-

gen, so lange wir noch Kräfte haben! Faulheit macht alles schwer; der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt. Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — ist eine alte Erfahrung.

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch selbst: so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, sagt man im Sprichworte. Wer sich mit Hofnungen nährt, läuft Gefahr Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Hast du kein Land: so hilf dir mit deinen Händen fort. Hast du welches: so greife selbst mit an, weil grosse Abgaben darauf liegen. Wer ein Handwerk hat, der hat ein Capital; und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch sein Handwerk und brauche seinen Kopf, sonst reichen Vermögen und Amt nicht hin, unsre Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brod; dem fleissigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus; hinein aber darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle; denn Emsigkeit bezahlt vor der Presse die Schulden. — Hast du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben ein-

eingesetzt; desto besser! Fleiß ist des Glückes Mutter, und dem Fleissigen schenkt Gott Alles. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft: so wirst du Korn zum Verkaufen und Aufschütten haben. Arbeite Heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth als zwey Morgen; verschiebe daher nie auf Morgen, was du Heute thun kannst. — Wenn du bey einem guten Herrn dienest, würdest du dich nicht schämen, wenn er dich müssig anträfe? Nun bist du aber dein eigner Herr; so schäme dich also vor dir selbst, müssig zu gehen, da es so viel für dich, dein Haus, dein Vaterland, deinen Fürsten zu thun giebt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. — Freilich giebt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast du von Natur zarte Hände; aber nur muthig zum ersten Versuche, und es wird mit jedem Tage besser gehen! Dringt nicht der Regen am Ende selbst in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffseil entzwey? *) Fällt nicht, unter wiederholten Streichen, die grösseste Eiche?"

Mich dünkt, ich höre einige von euch sagen: So soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willst, und verliere keine Stunde, weil du keiner Minute sicher bist. — Musse heißt

 eine

*) Auf diese Worte bezieht sich das Bild auf dem Titel.

eine Zeit, worin man etwas nützliches verrichten kann. Der Fleissige wird diese Musse finden, aber der Träge nie; denn ein Leben voll guter Musse und ein müssiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte ohne zu arbeiten, gern von seinem Kopfe leben, er kömmt aber selten weit damit. Arbeit hingegen schafft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen und sie werden dich aufsuchen. Die fleissige Spinne hat ein grosses Netz. —

Aber selbst Fleiß allein thut es nicht, wir müssen auch ein wachsames Auge auf unsere Sachen haben, und uns nicht zu viel auf Andere verlassen; müssen ohne Noth nicht ändern und herumziehen; denn ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreymahl ausziehen ist so schlimm als einmahl abbrennen. — Verlaß deine Werkstatt nicht: so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. — Willst du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst; wo nicht: so schicke nur darnach! — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Taglöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf andere hat manchen unglücklich gemacht. In dieser bösen Welt, täuscht Mistrauen weniger, als Zutrauen. Für sich selbst sorgen hat keinen gereut. Willst

du

du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann grosses Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlt gieng der Huf verloren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reuter; der Feind hohlte ihn ein, und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Hufe gesehen hätte.

So viel genug, lieben Freunde, von Fleiß und von der Acht auf unsere Geschäfte. Zu diesen beiden Dingen muß noch etwas, Mässigkeit, hinzu kommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu todte arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Kuhe macht ein mageres Testament, sagt man im Sprichworte. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsre Weiber über dem Koffee das Nähen und Stricken, und wir Männer den Spaden und Hammer vergessen haben.

„Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen."

Schränkt euren thörichten Aufwand ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben, und grossen Aufwand im Hause klagen; denn Wein und Weiber, Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man zwey Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht eine Tasse Kaffee, ein Gläschen Wein, ein Leckerbis-

bischen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustpartie, haben so viel nicht auf sich; aber erinnert euch an das Sprichwort; Viele Wenig machen ein Viel: Nehmt euch vor kleinen Ausgaben in Acht: ein kleiner Leck versenkt ein grosses Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstab: Narren bezahlen die Schüsseln, und kluge Leute verzehren sie.

Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Gütern und schönen Sachen versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter, aber wenn ihr nicht auf eurer Huth seyd, so werden sie für einige unter euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie kommen wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werthe heraus; allein wenn ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet ihr sie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das Sprichwort: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müssen. Viele haben sich blos durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. — Bedenke dich immer ein wenig, ehe du einen guten Handel eingehst. Der Vortheil desselben ist oft blos scheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O, es ist eine grosse Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen, weil man nicht an den Kalender denkt. Der Weise wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. —— Ich kenne

Leute

Leute, die um ein schönes Halstuch gern fasten, und ihren eignen Kindern das Brod entziehen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt Bedürfnisse zu seyn, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens; man wünscht sie blos, weil sie ins Auge fallen. So sind die künstlichen Bedürfnisse der Menschen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth, und müssen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber durch Sparsamkeit und Fleiß, im Wohlstande erhielten. Daraus erhellet klar: daß ein Bauer auf den Füssen grösser ist, als ein Edelmann auf den Knieen. — Mancher, der am meisten klagt, hat ein artiges Vermögen geerbt, er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: nun ist es helle, und wird nicht wieder dunkel. Eine so geringe Ausgabe, von einem Vermögen, wie das Meinige, kommt nicht im Betracht; — aber wenn man immer aus dem Mehlfasse nimmt, und nichts wieder hineinfüllt, kommt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser — — —

Lieben Freunde, wollt ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, pflegt man zu sagen. — Der kindische Geschmack am Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Ehe du also eine Grille befriedigst, so sieh erst nach deinem Beutel. Eitelkeit ist eine

eben

eben so zudringliche Bettlerin, als Armuth, und noch weit unverschämter. Hast du ein schönes Stück gekauft, so mußt du noch zehen dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffierung zusammen paßt; denn es ist leichter dem ersten Gelüsten zu widerstehen, als allen folgenden, und der Arme, der den Reichen nachäft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, der sich aufblies, um so groß zu werden wie der Stier.

Grosse Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten. Thorheiten dieser Art, folgt die Strafe auf dem Fusse nach. Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Hochmuth frühstückt mit dem Ueberflusse, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande. Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreiet er von Krankheiten. Im Gegentheil, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid und beschleunigt den Verfall.

Welche Thorheit also, solcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach 6 Monathen zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hieher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freilich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen; aber bedenkt, was es heißt sich in Schulden stecken! Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern

tern, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treu und Glauben und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lüge ist die zweite Stufe des Unrechts, so wie Schuldenmachen die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Ein freier Mann sollte Jedem unerschrocken ins Gesicht sehen können: Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt man im Sprichworte.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder einer Regierung denken, die bey Gefängnisstrafe auferlegte, euch wie Personen von Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht sagen, ihr wäret freie Leute; hättet das Recht, euch nach euerm Belieben zu kleiden; der Befehl kränkte eure Freiheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft ihr euch selbst einer solchen Tyranney, wenn ihr des Kleiderstaats wegen euch in Schulden steckt. — Während des Kaufs dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein besser Gedächtniß als Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termine und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, ehe ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, ehe ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. Und wenn ihr auch daran denkt, so wird euch doch der Termin, der erst so lange schien, fürchterlich kurz vorkommen. Vielleicht seyd ihr eben

jezt in Umständen, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büssen; allein legt lieber etwas für das Alter, und für Nothfälle zurück: denn die Morgenröthe währt nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn, die Ausgaben aber sind gewiß, und dauern so lange ihr lebt. — Man kann leichter zwey Heerde bauen, als auf Einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrod zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehst. Erwirb, so viel du kannst, und halte zu Rathe, was du erworben hast. Das ist das ächte Geheimniß, Bley in Gold zu verwandeln. Wer diesen Stein der Weisen besizt, der wird nicht länger über schlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen.

So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, auf eure Sparsamkeit und Wachsamkeit verlassen. So vortreffliche Dinge das sind, so werden sie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deshalb demüthig um diesen Seegen, und seyd nicht hart gegen den, der desselben entbehrt, sondern springt ihm hülfreich bey. Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach gesegnet wurde. — — Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule; es ist aber die Einzige, im der Thoren etwas lernen. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen. Und wer nicht hören will, muß fühlen —.

So beschloß der alte Mann seine Rede. Das Volk hörte ihm aufmerksam zu, und billigte seine weisen Lehren, that aber nach dem gewöhnlichen Schicksal aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Versteigerung gieng an, und die Meisten kauften ohne Vernunft und Ueberlegung. — —

Im Monat Julius sind erschienen:

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.
2. Die Schatzgräber. Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.

   NB. Durch einen Druckfehler steht auf dem Titel einiger Exemplare die Spieler, für der Spieler.
4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute, nach bekannten Melodien.

Im Monat August:

5. Das Heckemännchen; oder die Kunst, ohne Zauberey wohlhabend zu wer en.
6. Der Fallmeister von Wasenhausen; oder: alle Geschäfte die man ehrlich treibt, sind ehrlich.
7. Volkslieder.

Von

Von diesen fliegenden Volksblättern haben Hauptlieferungen übernommen:

In Augspurg, die Wolfische Buchhandlung. In Berlin, der Herr Buchhändler Maurer. In Breslau, Herr Buchhändler Meyer. In Frankfurth am Main, die Andräischen Buchhandlung. In Gotha, die Expedition des Reichsanzeigers. In Hamburg, Herr Buchhändler Friedrich Perthes. In Hannover, die Herren Gebrüder Hahn. In Leipzig, Herr J. Fr. Fleischer, Papierhändler. In Nürnberg, die Herren Gebrüder Felßecker. In Regensburg, die Buchhandlung, der Herren Montag und Weiß. In Wien, Herr Schaumburg und Compagnie. In Zürich, die Buchhandlung der Herren Orell, Geßner, Fueßly und Compagnie. Auch sind sie in den meisten andern Buchhandlungen und bey vielen Buchbindern zu haben. Alle Leipziger Messen werden allgemeine Titel zu den halben Jahrgängen mit Registern ausgegeben. Zur Verhütung des Nachdrucks, wird ein darüber erhaltenes K. Kaiserl. allergnädigstes Privilegium abgedruckt werden.

Der ehrliche Fallmeister;

Oder: alle Geschäfte sind ehrlich, wenn man sie ehrlich treibt.

(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.
in der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürch ꝛc.
in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers
in Gotha.

(6.)

Ehrlich oder unehrlich?

Es gieng einst ein Schuster vom Markte nach Haus;
Doch schneller zu Fuß und gewandter,
Kam hinter ihm her ein stattlicher Mann.
Sie grüßten sich beyde und giengen so dann,
Der Kurzweil zu Ehren, selbander.

Mit Gunst, sprach endlich der Schuster, mit wem
Hab' ich denn die Ehre zu gehen?
Zu dienen, erwiedert der Fremdling darauf,
Ich handle mit Häuten, und bringe zu Kauf
Was Schuster und Sattler vernähen.

Sie giengen ein Stückchen weiter, da stieß
Ein Lichterzieher zu beyden.
Auch dieser forschte den Wanderer aus:
Ich liefre, versetzt er, das Unschlitt, woraus
Sie Lichter und Seife bereiten.

Nun

Nun gieng's durch ein Dörfchen. Die durstigen Drey
Beschlossen daselbst einzukehren.
Da saß ein Gerber am Tische und trank.
Sie setzten sogleich sich zu ihm auf die Bank,
Ein Gläschen in Freundschaft zu leeren.

Wer, fragte der Gerber, wer ist denn der Herr,
Der hier zu uns sich gesellet?
Ich liefre den Gerbern die Felle, versetzt
Der stattliche Fremdling, doch hab' ich vorjetzt
Den ganzen Vorrath verstellet.

Kaum hatte das Wort am benachbarten Tisch
Ein Hornarbeiter vernommen,
Als er ihn bald fragte: So kann man wohl auch
Zu Rohren, zu Kämmen und anderm Gebrauch
Bey Ihnen das Nöth'ge bekommen?

Ja wohl, erwiederte der stattliche Herr;
Ich handle mit allerley Waaren
Und diene sehr ehrlich im Handel und Kauf,
Das kann man (ich rufe zu Zeugen sie auf)
Bey all meinen Kunden erfahren;

Doch hört, meine Herren, ein Räthsel: es lobt
Mich Jeder der Ehrlichkeit wegen
Und hält mich doch niemand für ehrlich.—
Wer weiß
Das Räthsel zu lösen? Wir setzen zum Preiß
Einander die Zeche entgegen.

Die

Die Herren zerbrachen sich lange den Kopf.
„Beym Henker! ich will doch nicht hoffen —
Rief endlich der Schuster, „Er ist doch nicht gar
Ein Freymann, ein Schinder — verzeih' Er mir zwar! —
Getroffen! rief dieser, getroffen!!

Da schauten die Meister verlegen sich an,
Und rückten zur Rechten und Linken.
Zwar tranken auf Anderer Kosten sie gern;
Doch traute sich mit dem unehrlichen Herrn
Nicht einer noch länger zu trinken.

Sie schliechen sich allgemach alle davon
Und schämten sich über dem Falle;
Sie fühlten ihr Unrecht, und lieben jedoch,
Trotz aller Vernunft, bis heute noch
Ihr zünftiges Vorurtheil alle.

Nachbar Toms und der Freyknecht.

"Es ist doch zum Erbarmen, wie der arme Mensch sich plagen muß!" sagte Nachbar Toms, als der Fallknecht ein todtes Rind vor seiner Stall=thür auflud. Das Herz that ihm wehe, da der wacke=

wackere Mann sich ein Seil umwarf und damit an dem Karren hinauf kroch, um das an den Hörnern gebundene Stück Vieh hinter sich herauf zu schleppen, wobey niemand ihm beystand als sein getreuer Hund, der mit aller Macht an dem Thiere zerrte um seinem Herrn die sauere Arbeit zu erleichtern.

Trotz alles Mitleids aber legte gleichwohl Nachbar Toms keine Hand an, aus Furcht über dem Geschäfte unehrlich zu werden.

Er begleitete darauf den Fallknecht auf den Anger, um sich zeigen oder weiß machen zu lassen, was dem Vieh gefehlt habe; zog aber vorsichtig die Hände zurück, um sich am gefallenen Vieh nicht unehrlich zu machen —

Und eben der Toms nahm am Ende mit eigner Hand das abgestreifte Fell in Empfang und übergab es dem Gerber in die Arbeit; denn seiner Meynung nach (und das war der Glaube aller Dorfsnachbarn) konnte nur das ganze Stück Vieh, nicht aber die Haut, einen verunehren, und doch wollte es keiner beym Aufladen bey der Haut fassen.

Der Gerber nahm ohne Anstand das Fell in die Arbeit;

Ohne Anstand schnitt es der Schuster in Sohlen und setzte sie auf;

Und ohne Bedenken trug Toms die Sohlen an den Schuhen.

Der Seifensieder kaufte vom Fallmeister den Talg; und Toms vom Seifensieder die daraus bereitete

Seife

Seife und Lichter. Mit der Seife wusch ihm Frau Tomsinn die Hemden und die Lichter steckte Nachbar Toms selbst ohne Eckel auf den Leuchter.

Mit den Haaren stopfte der Sattler ihm ohne Weigerung seinen Armstuhl aus, und Toms schlief wie eine Katze darin.

Aus den Knochen verfertigte der Kammacher kleine Löffel und Frau Tomsinn fütterte daraus ihre Kinder.

Der Horndreher machte aus einem der Hörner dem Nachbar Toms eine stattliche Pfeife, und Toms zullte aus dem nämlichen Horne Taback, das er nur anzurühren für unehrlich hielt.

Nach einiger Zeit wollte der Sohn des Fallknechts ein Handwerk erlernen, um dem Schimpf zu entgehn, der auf seinem redlichen Vater lag; aber keine Zunft nahm ihn auf.

Er wollte sich endlich zu Tomsen als Knecht verdingen; aber Toms stieß ihn als unehrlich zurück.

Er warb darauf um die Tochter eines Taglöhners, und bekam sie nicht.

Sein Vater hatte Tomsen schon manchen Zahn ausgebrochen und bey der Gelegenheit mit den Fingern das ganze Gebiß visitirt; gleichwohl nahm sich Toms sorgsam in Acht, um ja nicht mit ihm aus Einem Glase zu trinken.

Keine von diesen Betrachtungen konnte jedoch Tomsen von seinem Vorurtheile heilen, bis im vo-

rigen

rigen Jahre die Noth ihn und das ganze Dorf auf Einmahl gescheid machte.

Mehr als zehen Rinder waren an der Seuche in Einem Tage in Tomsens Wohnort gefallen, gerade da der verachtete Fallknecht krank lag.

Man lief zu einem auswärtigen Abdecker; aber diesem hatte seine Obrigkeit verboten, in ausherrischen Dörfern Dienste zu thun, weil man fürchtete, dadurch die Seuche herüberzubringen. —

Was also zu thun? — Toms und seine Nachbarn mußten sich nothgedrungen entschliessen, ihr Vieh selbst auf den Karren zu packen und auf dem Anger eigenhändig zu verscharren.

Sie schämten sich nun der Verachtung, mit der sie den ehrlichen Fallknecht belegt hatten, und lernten nun einsehen, daß nichts, als nur das Laster unehrlich macht.

Von den fliegenden Volksblättern erschienen im Julius und August:

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhaußen.
2. Die Schatzgräber; Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.
4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute.
5. Das Heckemännchen; oder die Kunst, ohne Zauberey wohlhabend zu werden.
6. Der ehrliche Fallmeister; oder alle Geschäfte sind ehrlich, die man ehrlich treibt.
7. Acht Volkslieder.

Acht
Volkslieder.

(Aus den fliegenden Volksblättern.)

Bayreuth, 1797.
in der Lübeckischen Hofbuchhandlung, und in den
vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augsburg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürich ꝛc. in Commission; wie auch in der Expedition des
Reichsanzeigers in Gotha.

(7.)

Morgenlied eines jungen Handwerkers.

Mel. Auf, auf ihr Brüder und seyd stark!

Gottlob! ein heitrer Tag beginnt
Und fordert meinen Gang.
Dich grüßt, du lieber, schöner Tag,
Der Lerche Lied, der Wachtel Schlag,
Dich grüßt auch mein Gesang.

Wohlauf! wohlan! Geschick und Fleiß
Durchwandern froh die Welt.
Da wird man höflich und gewandt,
Da übt in Künsten sich die Hand,
Da wird der Geist erhellt.

Zwar kommt die Reise sauer an
Und Brod und Geld gebricht;
Doch Muth zur Wandrung gab mir Gott,
Und Menschen geben Geld und Brod,
Drum sorg' und zag' ich nicht.

Vielleicht schließt in der nächsten Stadt
Die harte Reise sich;
Dann schmeiß ich Pack und Wanderstaab
Vom müden, trägen Rücken ab,
Und freu' des Zieles mich.

Sind wenig Jahre dann herum,
Eil' ich ins Vaterland.
Da harren brave Aeltern mein,
Und heißen mich willkommen seyn
Mit zärtlich warmer Hand.

Und wie wird erst mein Mädchen sich
Dann ihres Liebsten freun!
O sög' ich schon an ihrer Brust
Des Himmels wonnevolle Lust
Mit frohen Zügen ein!

Herbstlied.

Nach der bekannten Melodie: Auf und trinkt!

Auf, und dankt!
Brüder dankt!
Unsre vollen Scheuern
Liefern wieder Brod,
Und die Reben steuern
Jedes Winzers Noth.
Auf und dankt!
Brüder, dankt!

Auf, und jauchzt!
Brüder, jauchzt!
Unsre Hügel geben
Frischen Traubensaft,

Und

Und aus allen Reben
Strömet Lebenskraft,
Auf, und jauchzt!
Brüder, jauchzt!

Auf, und trinkt!
Brüder, trinkt!
Lasset uns genießen
Was der Himmel gab,
Seine Gaben fließen
Zum Genuß herab.
Auf, und trinkt!
Brüder, trinkt!

Auf, und gebt!
Brüder, gebt!
Wehe jedem Reichen,
Der allein genießt,
Und vor Seinesgleichen
Hand und Herz verschließt!
Auf, und gebt!
Brüder, gebt!

Einladung zur Freude.

Mel. Ich liebte nur Ismenen ꝛc.

Noch blüht, uns zu bekränzen
Die schön geschmückte Fluhr;
Noch locken uns zu Tänzen
Die Sänger der Natur.
Noch rieselt uns gelinde
Der kleine Schmerlenbach,
Und die belaubte Linde
Wölbt uns ein Schattendach.

Drum findet euch am Feste,
Beym Klange der Schalmeyn,
Im Schatten ihrer Aeste
Zum muntern Dreher ein,
Und tanzet bis ins Trübe
Die Abendröthe sinkt,
Und blaß, wie bange Liebe,
Der Mond am Himmel blinkt.

Bald locket uns zur Linde
Kein kühler Schatten mehr;
Bald streifen rauhe Winde
Die Zweige Blätterleer;
Die Blumen, ach! versinken
Bald unter Reif und Schnee,
Und Perlentropfen blinken
Nicht mehr am frischen Klee.

Jezt färbt des Lebens Morgen
Noch unser Angesicht,
Noch kennen wir die Sorgen
Des grauen Alters nicht.
Bald lacht auf unsern Wangen
Nicht Scherz und Jugend mehr,
Und was wir jetzt verlangen,
Wird für uns freudenleer.

Wohlauf, ihr Tänzerinnen!
Der Frühling eilt dahin;
Der Sommer wird beginnen
Und vor dem Herbst entfliehn;
Sein kalter Odem scheuchet
Die Freuden weg, und ach!
Mit schweren Schritten keuchet
Der alte Winter nach.

Dann seufzen wir vergebens
Und jeden Augenblick
Des ungenoßnen Lebens
Mit bangem Ach zurück.
Drum kommt, o kommt und weihet
Euch jetzt der Fröhlichkeit,
Und dann, im Winter, freuet
Euch der genoßnen Zeit.

Jugendfreuden.

Mel. Ohne Lieb und ohne Wein ꝛc.

Selige Zufriedenheit
Meiner Knabenstunden,
Ach, mit Flugesschnelligkeit
Bist du mir verschwunden!

O du süsse, goldne Zeit,
Kehre, kehre wieder!
Bringe mir die Heiterkeit
Meiner Jugend wieder!

Wie so groß, so reich war ich!
Niemahls mir zu wenig;
Reicher dünkt kein Kaiser sich,
Glücklicher kein König.

Keine finstre Traurigkeit
Durfte mich umschweben,
Und mir nur vor Fröhlichkeit
Dieser Busen beben.

Da war noch mein größter Werth
Meine Schlittenschleife,
Mein gemahltes Steckenpferd,
Meine Dreyerpfeife.

Und ein Zweig von Rosmarin
An der Sonntagsfeyer,
War mir, wenn er frisch und grün,
Ueber alles theuer.

Sah

Sah ich nur den Morgenstrahl
Auf den Bergen glänzen,
Lief ich schon ins Wiesenthal,
Schmückte mich mit Kränzen.

Hüpfte dorten gar zu gern,
Wie die Lämmer sprangen,
Sang zum Liede, das dem Herrn
Fromme Pflüger sangen;

Wußt' in unserm Dorfrevier
Alle Vogelnester,
Liebte sie — so lieb ich schier
Bruder nicht und Schwester.

Bebte nie vor Finsterniß
Und Gespensterschauer,
Schlief im Abendkühl oft süß
An der Kirchhofmauer.

Flog mein klafterlanger Drach
Hoch in regen Wellen,
Oder angelt' ich im Bach
Bunte Lachsforellen,

Ach! wie sang, wie hüpft ich da,
Wie war ich so fröhlich!
Und wer mir ins Auge sah
Wurde selber fröhlich.

Kehre doch, du goldne Zeit
Meiner Unschuld wieder!
Bringe mir die Seligkeit
Meiner Jugend wieder!

Klagelied eines Bauern.

In bekannter Melodie.

Das ganze Dorf versammelt sich
Und eilt zum Kirmesreihen;
Es freut sich alles; aber mich
Kann fürder nichts erfreuen.

Denn ach! mein Hannchen fehlet mir;
Nie kann ich sie vergessen;
Ich weiß zu gut, was ich an ihr.
Für einen Schatz besessen.

Unschuldig war sie, wie ein Lamm,
That keinem was zu leide,
Und lebte still und tugendsam
Zu aller Menschen Freude.

Sie hatte Wangen, voll und rund,
Und glätter noch als Pfirschen,
Ein blaues Aug, und einen Mund
Der röther war als Kirschen.

Man konnte, sah sie einen an,
Die Blicke kaum ertragen,
Und wenn sie lachte, mußte man
Die Augen niederschlagen.

Wie

Wie bin ich neulich noch mit ihr
Am Maienfest gesprungen;
Bis an den Abend tanzten wir
Und schäckerten und sungen.

Da nahm sie meinen Huth und wand,
Als ich den Kehraus machte,
Um ihn ein pappelgrünes Band,
Und gab ihn mir und lachte.

O Gott! wer hätte das gedacht,
Als ich den Engel küßte,
Daß sich so bald die grüne Tracht
In schwarze wandeln müßte!! —

Nun darfst du, liebes Band, um mich
Nicht mehr im Winde rauschen;
Herunternehmen muß ich dich,
Und gegen Flor vertauschen!

Den Gottesacker will ich mir
Zum liebsten Platz erwählen,
Und jeden Abend mich zu dir,
Du liebes Hannchen, stehlen.

Will da dein Grab mit Majoran
Und Maaßlieb übersäen;
Ein schwarzes Kreuz und Reime dran,
Soll in der Mitte stehen.

Ein Todtenkranz soll an der Wand
In unsrer Kirche prangen,
Und unten dran das grüne Band
Zum Angedenken hangen.

In jeder Predigt sitz' ich dann
Dem Kranze gegenüber,
Seh ihn mit nassen Augen an
Und härme mich darüber:

Bis endlich, wenn es Gott gefällt,
Mein Ständlein auch erscheinet,
Und in der schönen Himmelswelt
Auf ewig uns vereinet.

Der verliebte Bauer.

Mel. Lernt die Zufriedenheit von mir! ɾc.

Ich bin so traurig, bin so still,
Mein ganzer Muth ist hin;
Denn ach! die kleine Fieke will
Mir nimmer aus den Sinn.

Bald pfeif' ich was, bald sing' ich was,
Und meyn' es doch nicht so;
Ich mache bey den Bauern Spaß
Und bin doch nimmer froh.

Es

Es ist ein Leben voller Quaal,
Wenn man sich so vergafft,
Und sich doch nicht ein einzigmahl
Durch Reden Luft verschafft!

Ich wollt' es ihr so oft gestehn,
Und hab's noch nie gethan.
Mir ist, als müßt' ich gleich vergehn,
Seh ich sie darum an.

Ich härme sichtbarlich mich ab;
Doch Fieke sieht's und lacht!
Und senkte mich der Harm ins Grab,
Sie hätt' es wenig Acht!

Der Bauer in der Aerndte.

Ihr Buben, frisch ins Feld hinaus,
Es winken uns die Aehren,
Wir wollen auf dem Acker draus
Den lieben Herrgott ehren!
Hört wie der Schwalbe Lied so fein
Auf unsrer Tenne klingt,
Und wie dies kleine Vögelein
So wunderlieblich singt.

Da schaut einmahl die Halmen an,
Von tausend Aehren trächtig,
Und so viel tausend Körnlein dran,
Wie ist doch Gott so mächtig,
Der unser Haus mit Trank und Brod
Der unser Vieh erhält!
So gut wie unser lieber Gott
Ist doch nichts auf der Welt!

In einem Orte, weit von hier,
Wie wird's da werden theuer!
Der Hagel fiel, man sagt' es mir,
So groß wie Hühnereyer.
Die guten Leutlein dauern mich
In ihrer großen Noth;
Gott weiß, mit ihnen theilte ich
Den letzten Bissen Brod!

Heut stell' ich einen Fey'rtag an,
Den lieben Gott zu preisen;
Dort kommt ja mein Gevattermann,
Der singt nach allen Weisen.
Gelt, Weible, gelt, du singst mit mir?
Ihr Buben, lobet Gott!
Nun, G'vattermann, so singt uns für:
Nun danket alle Gott!

Lebenspflichten.

Mel. Ohne Lieb' und ohne Wein ꝛc.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt denn Harm und Grillenfang,
Gebet sie den Winden;
Ruht bey hellem Becherklang
Unter grünen Linden!

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Blumenthal
Unbelauschet summen.
Schmeckt, so lang es Gott erlaubt,
Kuß und süsse Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Grab' umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Hügel flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher.
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

Bonifazius;

Oder

die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.

(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.

In der Lübeckischen Hofbuchhandlung, und in den vorzüglichsten Buchhandlungen in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürich rc. in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers in Gotha.

(8.)

Ueber die Ausbreitung des Christenthums unter unsern deutschen Voraltern, in den ersten 8 Jahrhunderten.

Die meisten Deutschen sind mit der Geschichte des Christenthums in Jerusalem bekannter, als mit der Ausbreitung desselben in ihrem eigenen Vaterlande. Vielleicht ist daher eine gedrängte Erzählung denen nicht unangenehm, die keine Gelegenheit gehabt haben, etwas vollständigeres darüber zu lesen oder zu hören.

Schwerlich hat das Christenthum irgendwo mit größern Hindernissen zu kämpfen gehabt, als unter uns Deutschen in den ersten acht Jahrhunderten. Die weite Entfernung von dem Lande, wo es zu erst verkündiget wurde; die damahlige wilde Beschaffenheit unsres vaterländischen Bodens; die Roheit und Unwissenheit seiner Bewohner, und die ewigen Kriege in die sie verwickelt waren, schienen unüberwindliche Hindernisse zu seyn; aber die göttliche Weisheit wußte

es so zu lenken, daß sogar einige von diesen scheinbaren Schwierigkeiten dem Christenthume wirklich zum Vortheile gereichten; andre aber durch besondre Ereignisse glücklich gehoben wurden.

Selbst in unsern Tagen, wo durch den starken Verkehr aller Nationen des Erdbodens zu Wasser und zu Lande, durch Posten, Zeitungen und andre Druckschriften, alle vier Welttheile in eine Art von Verbindung gesetzt sind, selbst in unsern Tagen würde es schwer halten, bis eine in Asien entstehende Religion sich in den Mittelpunkt von Europa, nach Deutschland verbreitete. Wie viele weise Männer, und wie viele Sonderlinge mögen wohl schon in Asien aufgestanden seyn und viele Anhänger gefunden haben, ohne daß nur der Name von ihnen zu uns gekommen wäre! Und wie gering ist gewöhnlich der Antheil, den wir an den Vorgängen nehmen, die sich unter so entfernten Himmelsstrichen ereignen!

Trotz dieser Schwierigkeit war gleichwohl die christliche Religion schon im ersten Jahrhunderte in Deutschland bekannt und sogar hier und dort geschützt und geachtet, wenn gleich kein Apostel sie unter uns lehrte und kein Wunderthäter durch Zeichen bekräftigte.

Ein zweytes Hinderniß der Ausbreitung des Christenthums unter uns, war die Wildheit unsers vaterländischen Bodens in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Eine Wildheit, um deren willen Deutschland so verrufen ward, daß wohl nicht leicht

leicht ein Heidenbekehrer Lust empfinden konnte, unter einem so rauhen Himmelsstriche sein Heil zu versuchen. Deutschland war nämlich zu Christi Zeiten noch großentheils Waldung und Wildniß. Der Harzwald (welcher damahls noch gar viele andre Wälder in sich begriff, die jetzt von ihm weit getrennt sind und ganz andere Nahmen führen) dieser allein hatte eine Länge von 60 Tagreisen und über 9 Tagreisen in der Breite. Diese schrecklichen Wälder erzeugten Moräste und eine so kalte, feuchte und rauhe Luft, daß die weichlichen Römer gar nicht Ausdrücke finden konnten, um die Gräßlichkeit Deutschlands zu schildern. Acker- und Gartenbau war in den meisten Gegenden ganz unbekannt. Schlechtes, wildwachsendes Obst, Wurzelgewächse und das Fleisch wilder Thiere deren es eine Menge gab, waren die damahlige Nahrung der Deutschen. Die zahme Viehzucht war äusserst schlecht und vernachlässigt, und noch weniger durfte man geschickte Handarbeiten unter ihnen suchen. Die Einwohner waren fast in gar keinem Handelsverkehr mit andern Völkern, und kein Wunder wäre es gewesen, wenn ihnen, bey ihrer Abgeschiedenheit, sogar der Name des Christenthums mehrere Jahrhunderte lang unbekannt geblieben wäre.

Dazu kam noch drittens, daß sie selbst roher und ungebildeter waren, als der Boden, den sie bewohnten. Zwar können wir nicht sagen, daß sie eben ein sehr lasterhaftes Volk gewesen wären. Manche Tugend, wie z. E. die Tugend der Keuschheit, schien

bey ihnen mehr zu Hause zu seyn, als bey andern gesitteten Völkern. Aber übrigens waren sie doch ganz roh, und so unwissend, daß sie nicht einmahl lesen und schreiben konnten. Ihre Landessprache war auswärts unbekannt, und ausländische Sprachen waren noch unbekannter unter ihnen. Für sie waren also die Schriften des neuen Testamentes und alle Bücher in der Welt so gut als gar nicht geschrieben; indeß die Juden, die Römer und Griechen sich aus den Evangelien, aus der Geschichte und aus den Briefen der Apostel, selbst belehren konnten und Gelehrte genug unter sich hatten, welche sich mit der Erklärung und Anwendung derselben abgaben. Wie schwer hielt es daher, so unwissenden Leuten die Religion Jesu beyzubringen!

Endlich war damals Deutschland ein Tummelplatz von immerwährenden innerlichen und äusserlichen Kriegen. Sollte man glauben, daß unter so ungünstigen Umständen das Christenthum schon vor länger als tausend Jahren einen so allgemeinen Eingang und Zugang sollte gefunden haben? — Und doch war es so! Selbst das, was ein Hinderniß vor den Augen der Menschen zu seyn schien, mußte in der Hand der Vorsehung ein Beförderungsmittel werden.

Wäre Europa in den ersten 3 Jahrhunderten nach Christi Geburt in so viele grosse und kleine Staaten zerstückelt gewesen, wie jetzt; wäre das gelobte Land noch

noch unter seinen Priestern, Richtern oder Königen gestanden; hätte nicht ein Einziger Regent sich zum Beherrscher des halben Erdballs aufgeworfen gehabt — würde dann wohl das Christenthum so schnelle Fortschritte gemacht haben? Gewiß nicht! Jede Völkerschaft hätte sich dann wenig darum bekümmert, was innerhalb der Grenzen einer andern vorgieng. Wie gleichgültig würde man in Rom gegen die Unternehmungen eines neuen Religionsstifters in Jerusalem gewesen seyn, und wie wenig würde man es in Deutschland geachtet haben, was in Ansehung der Religions-Meynungen und Gebräuche in Rom geglaubt und gethan wurde? — Nun aber, da die Eroberungssucht der römischen Kaiser sich die halbe Welt unterthan gemacht hatte, war gleichsam eine Saite um den halben Erdball gespannt, die durch ihre ganze Länge ertönte, man mochte sie am einen oder am andern Ende berühren. Nun war das, was in einem der damahls bekannten 3 Welttheile vorgieng, auch in den beiden andern wichtig, weil Ein und eben derselbe Regent grosse und mächtige Besitzungen in allen drey Erdtheilen hatte. Nun waren die Europäer, die Afrikaner und Asiaten so zu sagen Landsleute. Nun kann man sich erklären, wie das Christenthum so schnell um sich greifen konnte, daß, noch zu der Apostel Zeiten, in den größesten Städten der damals bekannten drey Welttheile, angesehene Christengemeinen waren.

Kaiser Augustus, unter welchem Christus ge-

bohren wurde, beherrschte nicht nur Rom und das römische Gebiet. Unter seiner Botmäßigkeit stand auch ein grosser Theil Asiens, und namentlich Palästina mit seiner Hauptstadt Jerusalem. In Deutschland aber erstreckte sich seine Landeshoheit bis an die jenseitigen Grenzen des Rheins und der Donau. Seine Eroberungssucht würde sogar auch das übrige Deutschland verschlungen haben, hätte nicht eine schreckliche Niederlage, welche sein General — Varus in dem heutigen Westphalen erlitt, (wo dieser selbst schwer verwundet wurde und sich vor Verzweiflung wie Saul erstach) seinen kriegerischen Unternehmungen in unserm Vaterlande ein Ende gemacht.

So ungerecht indeß auch die grosse Eroberungssucht der Römer seyn mochte; so abgeneigt auch die römischen Kaiser in den ersten 3 Jahrhunderten nach Christi Geburt unserer Religion waren: so mußte doch diese Eroberungssucht das Mittel werden, uns weit früher, als es sonst geschehen seyn würde, mit allerley nützlichen Gewerben und Wissenschaften, besonders aber mit der christlichen Religion, bekannt zu machen.

Da die Römer, die aufgeklärteste Nation jenes Weltalters, frühzeitig an der Lehre Christi so grossen Antheil genommen hatten, daß schon zu der Apostel Zeit in der damahligen Hauptstadt des ganzen Erdbodens (in Rom) eine angesehene Christengemeine war: so mußte nothwendig das Christenthum,

von der Hauptstadt aus, bald durch alle Provinzen, folglich auch in Deutschland, an den jenseitigen Grenzen des Rheins und der Donau, bekannt werden; denn von der Hauptstadt aus war ja das lebhafteste Verkehr mit allen Völkern, die unter dem römischen Scepter standen, daher auch die christliche Religion so frühzeitig von Asien aus nach Rom kam. Man darf sich also nicht wundern, wenn man schon gegen das Ende des ersten Jahrhunderts, Spuren des Christenthums in Mainz, Speier und in andern römischen Städten jenseits des Rheines antrifft.

Hier griff es denn im Stillen, Trotz aller Hindernisse, die man von Seiten der Obrigkeit in den Weg legte, immer weiter um sich, bis im Jahre 311 Kaiser Constantin der Große selbst zur Religion Jesu sich bekannte. Die vordersten Stellen im Staate wurden nun mit Christen besetzt. Eine Menge Christen, die in dem unermeßlichen römischen Reiche bisher in Unterdrückung gelebt hatten, hoben ihre Häupter nun freymüthig empor. Tausende, die bis dahin nur durch Furcht, wie Nicodemus, waren abgehalten worden, bekannten sich nun laut zu dieser begünstigten Religionspartey, so daß also das Christenthum an den jenseitigen Ufern des Rheins und der Donau, wie in allen, der römischen Landeshoheit unterworfenen Provinzen, große und plötzliche Fortschritte machte. Es wurden öffentliche Lehrer, unter dem Titel Bischöfe,

auf-

aufgestellt; in Trier sogleich eine Christenschule angelegt; Klöster erbaut (denn schon im zweyten Jahrhunderte gab es viele Klöster und Mönchsorden) und alles veranstaltet, um der Religion allgemeinen Eingang zu verschaffen, zu welcher sich selbst der Landesregent bekannte.

Der Einfluß der Römer hatte aber auch noch einen andern Vortheil für die Deutschen, indem sie dadurch überhaupt vernünftiger und geschickter gemacht und also gleichsam zur Annahme des Christenthums schon vorbereitet wurden, ehe noch Constantin der Große des christlichen Glaubens sich annahm. Die verfeinerten und gebildeten Römer hatten viel von ihren Sitten, Künsten, Gewerben und Wissenschaften in den Theil von Deutschland gebracht, der damahls ihnen zugehörte. Die Provinzen jenseits des Rheins und der Donau hatten durch ihre Hand ein ganz anderes Ansehen gewonnen, als das übrige Deutschland. Die überflüßigen Waldungen waren ausgeräutet; Ackerbau und Viehzucht waren empor gekommen; man hatte Städte und Strassen angelegt, und allerley Handwerker sorgten für mehrere Bequemlichkeit ihrer Mitmenschen. Kein Wunder also, wenn es auch die Deutschen disseits des Rheins und der Donau gelüstete, es eben so gut zu haben als ihre römischen Nachbarn. —

Sie ahmten auch wirklich an den Grenzen der erstgenannten Flüsse vieles nach. Endlich aber geriethen

sie

sie auf den Einfall, den kürzesten Weg einzuschlagen und die damahligen Besitzungen der Römer mit Gewalt zu erobern, oder doch wenigstens ihre Schätze zu plündern. Dieß schien ihnen um so leichter, da, nach Kaiser Constantins Tod, das römische Reich durch den Parteygeist des Volks und der Armeen unter sich selbst uneins war. Die Gothen, eine deutsche Nation, welche an der Donau hin bis nach Ungarn und Siebenbürgen sich ausgebreitet hatte, fielen über den Strom, und brachten, da sie das Land nicht behaupten konnten, reiche Beute und eine Menge Kriegsgefangene, die sie zu Sklaven machten, mit sich herüber. Dieß geschah etwa vierthalbhundert Jahre nach Christi Geburt. Die größesten Schätze, deren sie sich bey diesem Ueberfalle bemächtigten, waren indeß ihre Kriegsgefangenen. Durch diese kamen Wissenschaften und Künste aller Art auch unter die disseitigen Deutschen. Noch mehr! Unter den Gefangenen waren auch viele Christen, und diese beförderten, so viel es ihre Umstände erlaubten, die Ausbreitung des Christenthums unter ihren Eroberern. Der merkwürdigste unter den Gefangenen war ein Gelehrter, Namens Ulphilas. Dieser, welcher, als ein geborner Deutscher, der gothischen Sprache kundig war, und unter den Römern sich viele Wissenschaften erworben hatte, lehrte, so viel wir wissen, seine deutschen Mitbrüder zuerst eine ordentliche Buchstabenschrift und übersetzte einen großen Theil des neuen Testaments in die Sprache der Gothen. Durch

die

die Neuheit dieser Kunst bezaubert, lernten viele Deutsche lesen, und so war denn eine reiche Quelle der nützlichsten Kenntnisse für sie eröffnet.

Als aber dem Christenthume der schönste Sieg in Deutschland bevorstand, ereignete sich eine merkwürdige und traurige Begebenheit, die auf Einmahl alle die schönen Hofnungen vereitelte. — Nämlich die berufene Völkerwanderung, welche im Jahre 376 ihren Anfang nahm, und von welcher wir nun erzählen müssen.

Um diese Zeit brach eine wilde heidnische Nation, die unter dem Namen der Hunnen bekannt ist, aus Asien nach Europa herüber und überschwemmte besonders den Theil von Deutschland, welchen damahls die Gothen, die noch keine 30 Jahre zuvor einen ähnlichen und ungerechten Ausfall gegen die benachbarten Römer gethan hatten, bewohnten. Nur Schade, daß dadurch auch die unter ihnen angefangene Bekehrung zum Christenthume wieder unterbrochen wurde; denn dieser Ueberfall brachte fast ganz Deutschland in Verwirrung. Ganze Völkerschaften setzten über den Rhein und über die Donau, um theils sich vor der Grausamkeit der Hunnen zu retten, theils aber auch, um ihr rauhes Vaterland, auf diese Veranlassung, mit andern schon besser bekannten Gegenden zu vertauschen. Sie suchten also durch Bitten und Gewalt Unterkunft in den damahligen Besitzungen der Römer. Einige blieben an den jenseitigen Ufern des Rheins und der Donau, folglich, noch in

dem heutigen Deutschlande. Andere aber verbreiteten sich bis nach Italien, Frankreich, England, Schottland und Irrland; ihr altes Vaterland aber verfiel durch die Hunnen und durch die Zerstörungen des Kriegs, wieder in seine alte Roheit.

Ueber hundert Jahre vergiengen nun, bis das Christenthum wieder neue Wurzeln in Deutschland schlug. Zwar kann man nicht sagen, daß es unter uns ganz ausgestorben wäre; denn es waren noch viele Christen zurückgeblieben, und von den jenseitigen Ufern des Rheins und der Donau wirkte das Christenthum noch immer herüber; aber doch immer nur schwach, bis im Jahre 496 der damahlige Frankenkönig Chlodewich, (welcher das bey der Völkerwanderung eroberte Frankreich, alle deutschen Provinzen jenseits des Rheins, und einen Theil disseits beherrschte) zum Christenthume übertrat, und also für Deutschland das wieder zu werden suchte, was einst Constantin der Große war. — In einem Kriege wider die Allemannier hatte er nämlich zur Zeit der größesten Gefahr, das Gelübde gethan, ein Christ zu werden, wenn ihm Gott den Sieg über seine Feinde verleihen würde. Der Sieg neigte sich glücklich auf seine Seite, und Chlodewich erfüllte nun sein Gelübde um so bereitwilliger, da seine Geliebte Namens Chlotilde, schon eine Christin war, und zwey Söhne von ihm in ihre Religion hatte aufnehmen lassen. So hatte denn das Christenthum in ihm und seinen Nachkommen eine neue mächtige Stütze. Gleichwohl fehlte es immer in Deutschland an Leh-

rern,

tern, die sich der Sache eifrig genug angenommen hätten, so sehr, daß im Jahre 600 fast ganz Baiern, Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen dem Heidenthume anhieng. Von dieser Zeit an aber traten Männer in unserm Vaterlande auf, welche für unsre Vorfahren das wurden, was einst die Apostel für einen Theil Asiens, für Rom und Griechenland waren. Sie aber standen nicht in Deutschland selbst auf. Nein! die göttliche Fürsehung brachte diese eifrigen Heidenbekehrer aus der Ferne, und zwar hauptsächlich, aus dem heutigen Großbrittannien, aus England, Schottland und Irrland, zu uns.

Wir haben schon gehört, daß zur Zeit der Völkerwanderung (400 Jahre nach Christi Geburt) viele Deutsche sich nach England gezogen haben. Ganz natürlich brachten sie auch ihre Sprache mit dahin und erhielten sie daselbst, daher auch die jetzige englische Sprache noch viele Aehnlichkeit mit der deutschen hat. Die Engländer, Schott: und Irländer waren also besonders geschickt dazu, in Deutschland Heidenbekehrer zu werden, weil sie der damahligen deutschen Sprache kundiger waren, als andre Völker. Auch war vielleicht eine geheime Vorliebe für ihr ehemaliges Vaterland in ihnen zurückgeblieben. Da nun die christliche Religion in England nicht so, wie in Deutschland, durch die Hunnen verdrängt worden war, vielmehr sich mächtig daselbst ausgebreitet hatte: so kamen aus den Klöstern daselbst die merkwürdigen Männer zu uns, welchen wir die Ausbreitung unsrer Religion ver:

dan:

danken, so wie überhaupt die Klöster in den ältern Zeiten in vielem Betrachte eine Wohlthat für die Menschheit waren.

Wir bemerken nur einige der bekanntesten Heidenbekehrer, die in dem siebenten Jahrhunderte und gleich darnach — nämlich vom Jahre 610 bis 722 — aus Großbrittannien und Frankreich nach Deutschland gekommen sind.

Im Jahre 610 traten Columbanus und Gallus, nebst mehrern Gehülfen, (sämmtlich Irländer) in Schwaben und in der Schweiz auf, und gründeten da die christliche Religion. Dem erstern zu Ehren wurde, etwa 50 Jahre nach seinem Tode, die reiche und berühmte Abtey Sanct Gallen am Bodensee errichtet.

Fast zugleich mit ihm lehrte Emmeran, ein gebohrner Franzose, die christliche Religion in Baiern, und von ihm hat das berühmte Stift Sanct Emmeran in Regensburg seinen Namen.

Später als diese, beiläufig im Jahre 680 kam der edle Irländer Kilian, dessen Gedächtniß in Wirzburg sehr feierlich begangen wird, mit seinen Gefährdten Colomann und Totnan in das heutige Franken, und zwar nach Wirzburg an den Hof des damahligen Herzogs Gotzbert, welcher das jetzige Franken und Thürigen regierte. Gotzbert war ihm gleich Anfangs nicht abgeneigt, und wurde in der Folge durch eine seiner Predigten so gerührt, daß er sich im Jahre 687 wirklich taufen ließ, welchem Bey-

spie-

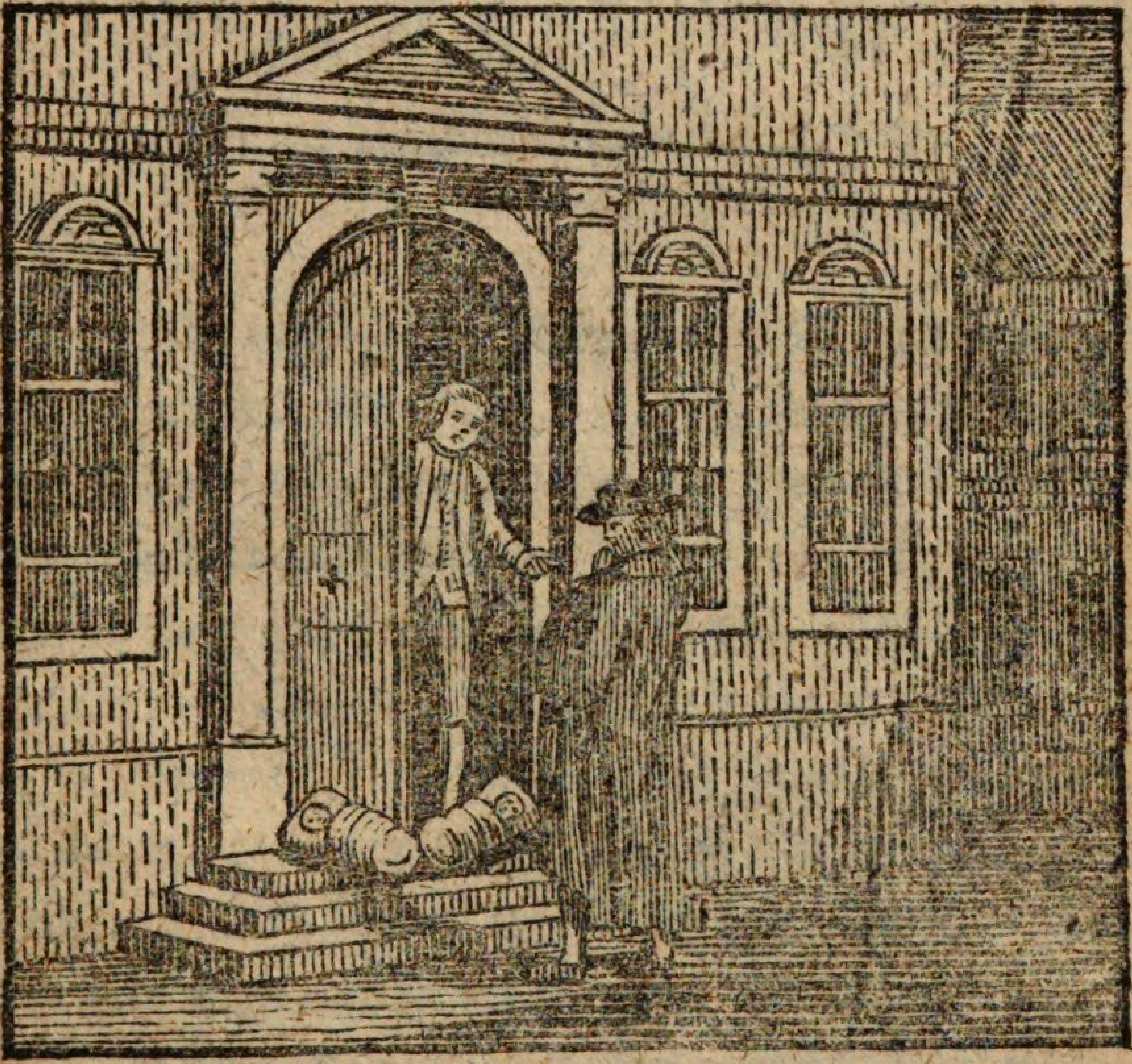
spiele viele seiner Unterthanen nachfolgten. Durch einen unzeitigen Eifer, an dem Hofe Gotzbert's ein zweiter Täufer Johannes zu seyn, brachte aber Kilian bald darauf nicht nur sich und seine zwey Gehülfen in großes Unglück, sondern schadete zugleich auch der guten Sache des Christenthums selbst. Gotzbert hatte nämlich die Frau seines verstorbenen Bruders zur Gemahlinn. Kilian, der dieß, irriger Weise, für Sünde hielt, *) suchte indeß den Herzog zu einer Ehescheidung zu bewegen und hatte es wirklich so weit gebracht, daß Gotzbert zu dem Schritte fest entschlossen war, wie sauer er ihm auch ankam. Seine Gemahlinn Geilane hingegen, die dieß merkte, wurde so sehr gegen Kilian und seine Gehülfen erbittert, daß sie diese, in Abwesenheit ihres Gemahls, im Jahre 689 in Wirzburg ermorden ließ.

Alle diese und andre Heidenbekehrer hatten indeß doch nur den Grund gelegt. Die größesten Verdienste um das Christenthum waren einem engländischen Benedictinermönch, dem berühmten Bonifazius (sonst Winfried) vorbehalten, welcher im Jahre 722 mit päbstlichen Vollmachten und Empfehlungsschreiben, und mit einer glühenden Bekehrungssucht in Thüringen und Hessen auftrat. Eine Begebenheit aus seinem Leben, welche auf dem Titel abgebildet ist, verdient besonders erzählt zu werden, weil sie einen

*) Herodes hatte die von ihm abwendig gemachte Gemahlinn seines noch lebenden Bruders Philippus zur Ehe. Gotzbert hingegen die Gemahlinn seines verstorbenen Bruders. Nicht dieses, sondern jenes war strafbar.

Der Fündling.

Eine wahre Geschichte.



(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.

In der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürich ꝛc. in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers in Gotha.

Der Fündling.

Ein unbemittelter Schuhmacher zu D., einer bekannten ansehnlichen Stadt, hatte drey unerzogene Kinder, und mit dem vierten gieng die Frau schwanger. Bey wenigem Verdienste von seiner Profession, drängten sich dem guten Meister Niklas — so hieß der Schuster — Kummer und Sorge je länger je stärker an. „Gute Lise, sprach er eines Abends zu seiner Ehehälfte, die eben die Kinder zu Bette gebracht hatte, du rückst immer näher an deine Entbindung und noch habe ich keinen Kreutzer zur Bestreitung der Tauf- und Kindbetts-Kosten zurücke legen können. Wie wirds uns gehen? Du weiß'st, wie hart es gehalten hat, uns bisher mit unsern drey Kindern ehrlich durchzubringen; und nun noch das vierte! und die Tauf- und Kindbettsgebühren!" — Lise, an der Seite ihres guten Niklas, wurde nachdenklich und seufzten: — aber Rath und Hülfe konnte sie so wenig als er ersinnen, außer daß sie sich deß tröstete: daß es noch einen Monat, oder noch etwas mehr Zeit, bis zu

ihrer Niederkunft habe; und, daß mit der kommenden Zeit, auch Rath kommen werde.

Einige Nächte darauf weckte Lise ihren Mann. Schnell überfielen sie die Geburthsschmerzen. Er hatte kaum Feuer angeschürt, um warmes Wasser bey der Hand zu haben, und wollte nun nach der Hebamme laufen, als seine Frau mit einem Knäblein entbunden wurde. Da war kein andrer Rath, Niklas mußte selbst Ammen-Dienste verrichten; aber — zu seinem Schrecken und Erstaunen — meldete sich, gleich hinter dem ersten Kinde, noch ein zweyter Ankömmling. Seine Frau kam in der nähmlichen Stunde auch noch mit einer Tochter nieder.

Man stelle sich die Bestürzung des armen Ehepaars vor! Für Ein Kind wußten sie nicht mehr Rath, und hatten nun deren Zwey —. Nach einigen fruchtlosen Uiberlegungen that Niklas den Vorschlag, eines von diesen Zwillingen auszusetzen. Hart, bloß nöthgedrungen, willigte Lise nach langem Weigern ein. Und nun that die Wahl dem Mutterherzen wehe, welches von diesen beyden armen Kindern dem ungewissen Schicksal der Aussetzung sollte preiß gegeben werden.

An der Ecke der Strasse, in welcher der Schuster wohnte, war ein Kramladen, und der Krämer, ein bemittelter Mann, lebte in einer kinderlosen Ehe. Da man wußte, wie heiß er sich Kinder wünschte: so glaubten beyde, Niklas und seine

ne Lise, bey diesem Krämer ihr armes Kind am besten zu versorgen. Weil man sich vorstellte, daß ihm ein männliches lieber seyn würde, als ein weibliches: so wurde das neugebohrne Knäbchen zum Aussetzen bestimmt. Aber nun gieng's von Seiten der Mutter an ein Schluchzen und Weinen, und Herzdrücken. Sie konnte sich nicht loßreißen von diesem Liebling. Gleichwohl war Eile nöthig. Es war schon eine bis zwey Stunden nach Mitternacht, da Niklas den Knaben ihr aus den Händen, und unter seinen Mantel nahm, um sein Vorhaben auszuführen. Er schlich sich mit dem Kinde aus seinem Hause, sah sich auf allen Seiten um, ob ihn nicht Jemand bemerkte; sonderlich, da er nun am Ecke der Straße und vor der Wohnung des Krämers stand. Unter Herzklopfen legte er sein Kind auf die Thürschwelle; aber Vaterliebe drängte ihn, vielleicht etwas zu laut, die wenigen Worte zu sprechen: „Gottes Engel bewache dich, liebes Kind! Gott „weiß, ich thue es ungern!"

In dem Augenblicke sprang die Hausthüre auf. „Tausend Sapperment!" rief Jemand — der Schuster konnte nicht erkennen, Wer? — "noch einen Bankert? Du meynst es gar zu gut mit mir! Da, Schelm! hast du den ersten auch wieder!" — Mit diesen Worten schob er zu dem Kinde, welches der Schuster eben gebracht hatte, noch ein zweytes, eben so neu gebohrnes, auf die Treppe heraus, und schlug die Thüre zu.

Nik-

Niklas stand wie versteinert da. Was sollte er thun? Beyde Kinder da liegen lassen? Er mußte befürchten, erkannt und verrathen zu seyn. Beyde nach Hause zu sich zu bringen? in eine verarmte und ohnehin schon übercomplette Familie? — Lange war nicht mehr zu säumen; der Tag fieng schon an zu dämmern; Redlichkeit und Frömmigkeit gaben den Ausschlag. Niklas hob beyde Kinder auf, und nahm das herausgeschobene Kind zu dem Seinigen unter den Mantel, und kam so noch kinderreicher, als er ausgegangen war, bey der über dem Ausgang der Unternehmung ihres Mannes beängstigten Kindbetterinn an.

Eine erschreckliche Trostlosigkeit — man kanns denken — befiel beyde arme Eheleute. Unterdessen hob das arme fremde Würmchen an zu weinen. Lise glaubte, es möchte naß liegen. Um es trocken zu legen, entwickelte sie das Kind (es war ein Sohn) auf ihrem Bette, und fand ein Bündelchen Geld, nebst folgender Nachricht auf einem beyliegenden Zettel in den Wickelkissen:

„Dieses Kind ist noch nicht getauft. Beyliegende 50 fl. sind zur Bestreitung der Tauf- und Nahrungskosten des Kindes für den, der es erzieht, auf das erste halbe Jahr. Nach dessen Ablauf können bis ins 5te Jahr des Kindes, von halben zu halben Jahren gleiche Summen beym Kaufmann N. N. zu L. als Alimentengelder gegen Quittungen abgeholt werden. Nach dem 5ten bis ins 18. Jahr des Knabens, wird die Summe zur Erlernung nützlicher Schulkenntnisse

se und endlich einer bürgerlichen Handthierung verdoppelt."

Ohne sich zu bekümmern, wie wahr oder falsch diese Zusicherungen seyn möchten, ward dem redlichen Niklas und seiner guten Lise das Herz auf einmahl leicht. Mit den 50 fl. war ihnen aus der dringendsten Noth geholfen. Als er die Taufe von Drillingen ansagte, erzählte er dem Prediger aufrichtig, den ganzen Vorgang, und wie er zum dritten Kinde gekommen sey, haar klein. Die Geschichte wurde stadtkundig. Obgleich der Prediger und mehrere Redliche den Schritt nicht billigten, durch den Niklas zu diesem Funde gekommen war: so gönnte man doch den arbeitsamen und sonst redlichen Schuster das Glück allgemein. Nur der Krämer machte eine Ausnahme. Dieser verlangte nun den Fündling zurück; ihm sey er zugedacht gewesen und zu dem Ende auf seine Thürschwelle gelegt worden. Allein der Verdacht der Hartherzigkeit, daß das ausgesetzte Kind von ihm selbst, oder doch mit seinem Vorwissen, wo nicht gar auf sein Geheiß, zur Thür hinaus geschoben worden sey, war zu stark. Die Stadtobrigkeit sprach das Kind dem armen Schuster, der die Barmherzigkeit an ihm gethan hatte, zu.

Dieser erhielt auch von halben zu halben Jahren richtig die zugesagten Gelder. Anfänglich zu 50. fl. nach der Hand zu 100 fl., und half sich nun in seiner Profession durch Ledereinkauf so mächtig auf, daß er nach 10. Jahren einen eigenen Lederhandel treiben konnte.

Von

Von seinen Zwillingen starb der Knabe in der ersten Kindheit. Aber das Mädchen blieb am Leben. Der **Fündling** erlernte bey seinem Pflegvater das Schuhmacher Handwerk; heyrathete, nachdem er seine Wanderjahre zurückgelegt hatte, die mit ihm wie eine Zwillingsschwester erzogene Tochter seines Pflegvaters; ist ein glücklicher Ehemann, und treibt bis heute noch den größten Lederhandel in seiner Vaterstadt.

Bisher sind von den **fliegenden Volksblättern**, zu welchen alle halbe Jahre ein General-Titel nebst einem Inhaltsverzeichniße ausgegeben wird, folgende Stücke erschienen.

Julius:

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.
2. Die Schatzgräber. Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.
4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute.

August:

5. Das Heckemännchen; oder die Kunst, ohne Zauberey wohlhabend zu werden.
6. Der ehrliche Fallmeister; oder, alle Geschäfte, die man ehrlich treibt, sind ehrlich.
7. Acht Volkslieder nach bekannten Melodien.

September:

8. Bonifacius; oder, die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.
9. Der Fündling. Eine wahre Geschichte.

October:

10. Geschichte des Dorfes Finsterthal.

Geschichte
des Dorfes
Finsterthal.

(Aus den fliegenden Volksblättern)

Bayreuth, 1797.
In der Lübeckischen Hofbuchhandlung,
und in den vorzüglichsten Buchhandlungen
in Augspurg, Berlin, Breslau, Cleve, Frankfurth a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Wien, Zürich rc. in Commission; wie auch in der Expedition des Reichsanzeigers in Gotha.

(10.)

Geschichte des Dorfes Finsterthal.

Wer dieses Dorf liegen sah, der konnte schon vermuthen, woher es seinen Namen habe. Es lag wirklich in einem tiefen Thale und hohe Berge mit dicken Wäldern umgaben dasselbe rings herum, so daß die Sonne wenig hinein scheinen konnte. Darum war es am Tage schon sehr dunkel; des Nachts aber sehr finster darin. Oft lag auch noch ein dicker düsterer Nebel auf diesem Dorfe, der die Dunkelheit und Finsterniß in demselben noch mehr vergrößerte. Mit dieser äussern Finsterniß stimmte nun auch der innere Zustand der Einwohner genau überein. Ihr **Verstand war verfinstert**, sie waren **unwissend** und deswegen auch sehr **abergläubig**, ja der Aberglaube schien in diesem Dorfe recht wie zu Hause zu seyn.

Hier in Finsterthal glaubten die Leute nicht nur alles Mögliche, sondern auch noch viel Unmögliches dazu. Was andere Leute nicht glauben mochten, weil sie es mit ihren bessern Einsichten nicht zusammen reimen konnten, das war denen in Finsterthal noch gut genug, das konnte sich mit ihrer Unwissenheit gar wohl

vertragen. Da glaubten sie denn an Gespenster von allerley Art, an schwarze und weisse, feurige und solche, die wie Spinnweben aussähen, an vernünftige und unvernünftige: denn sie hatten des Nachts auch Pferde gesehen, die keine Köpfe hatten, und Hunde, mit Augen wie die Fensterscheiben. Sie glaubten auch einen Alp, einen Hockauf, einen dreybeinigten Hasen, einen Bieresel, einen Berggeist, viele Heckemännchen und ein wüthendes Heer. Sie glaubten ferner recht getreulich an Hexen, und an alles, was zum Hexenkram gehörte, nähmlich, daß die Hexen und Hexenmeister mit dem Teufel in besonderer Bekanntschaft ständen, daß dieser böse Feind bisweilen persönlich zu ihnen käme, oder als ein feuriger Drache durch den Schloth oder Schornstein in ihr Haus führe, und ihnen etwas brächte; daß die Hexen in der Walburgisnacht auf Besen und Ofengabeln auf den Blocksberg führen, und einen Tanz hielten; daß sie sich in Katzen verwandeln, und durch des Teufels Hülfe auf eine übernatürliche Weise allerley sonderbare Dinge hervorbringen könnten; daß sie einen Menschen lahm und krum machen, dem Vieh die Milch nehmen, und es leicht auf eine zauberische Art tödten könnten. Die abergläubigen Einwohner dieses Dorfes waren in ihren thörichten Gedanken auch recht fest überzeugt, daß es weisse Männer und Frauen gäbe, die nicht nur die Hexen bremsen oder quälen, und die vielen Uebel, die von ihnen herrührten, durch gewisse Kräuter wieder vertreiben, sondern die einem auch sagen können, wo ge-

gestohlene Sachen hingekommen wären. Sie glaubten ferner, daß manche Leute das Bannen verständen, daß sie sich selbst fest oder auch unsichtbar machen, das Gewehr und das Feuer versprechen, daß sie Geister zitiren und wahrsagen könnten. Von dem, was in der Natur, am Himmel und in der Luft vorgieng, glaubten sie auch vieles, was diejenigen, die die Natur besser kannten, nicht für wahr halten konnten. Die Irrwische, die nur aus leuchtenden Dünsten bestehen, hielten sie schon für Geister; das Nordlicht für ein Zeichen des Kriegs; die Kometen für Vorboten großer Landplagen; das Schreyen der Eulen, und das Pfeifen der Heimchen für Zeichen des Todes. Ausserdem wußten sie auch bey ihren täglichen Geschäften noch viele besondere abergläubige Dinge in Ausübung zu bringen. Sie glaubten z. B. wenn der Flachs gerathen sollte; so müßte der Lein in einen langen Sack mit großen schnellen Schritten auf das Feld getragen, und aus einem blauen Tuche gesäet werden; wenn der Weitzen keinen Brand bekommen sollte; so dürfte er auf keinen solchen Wochentag gesäet werden, auf welchem in demselben Jahre eine Sonnenfinsterniß gefallen sey; wenn die Sperlinge den Weitzen im Sommer nicht ausfressen sollen, so müßte der Säemann, wenn er die drey ersten Würfe thäte, die Augen zudrücken; die Gänse müsse man entweder auf den Dienstag oder auf den Freytag rupfen, und wenn sie brüten und viele Junge heraus bringen sollten, müßte man ihnen die Eyer unter dem Ausläuten geben;

wenn Jemanden auf dem Felde oder im Garten von gewissen Früchten etwas gestohlen würde, so geriethen ihm diese Art von Früchte unter zehn Jahren nicht wieder. — Alles dieses, und noch vieles andere, das eben so thöricht und dumm war, glaubten die alten Einwohner in Finsterthal von ganzem Herzen, und wer sie in ihrem Glauben irre machen, oder sie gar deswegen auslachen wollte, den hielten sie für einen Menschen, der keinen Glauben hätte, und mit dem man also keine Gemeinschaft haben dürfe.

Damit nun auch ihre Kinder nicht aus der Art schlagen möchten; so suchten sie dieselben ebenfalls in allen Arten des Aberglaubens getreulich zu unterrichten und wohl zu befestigen. Wenn ein kleines Kind etwa schreyen wollte; so wurde ihm schon zugerufen: Sey stille! der Herscheklas oder der schwarze Mann kömmt! Da erschracken denn die Kinder, sahen sich bedenklich um, und merkten schon, daß es nicht sicher draussen sey. Waren aber die Kinder schon etwas größer, daß sie mehr begreifen konnten, so erzählten ihnen die Alten in den langen Winterabenden so viele fürchterliche Geschichten von Gespenstern, von Hexen, von fliegenden Drachen und dergleichen, daß ihnen die Haare zu Berge stiegen. Darüber wurden die Kinder so furchtsam, daß sie sich des Abends nicht getraueten, allein vor die Stubenthür zu gehen. Mußte ja einmahl eins hinaus, so war es ihm immer so vor den Augen, als wenn alle Ecken voll böser Geister stånden, und als wenn einer hinter ihm her käme, und es

bey

bey einem Zipfel ertappen wolle. Wie Angst diesen Kindern seyn mußte, wenn sie in eine finstere Kammer schlafen gehen sollten, werdet ihr euch selber vorstellen können. Oft mußten sie mit der Ruthe zu Bette getrieben werden. Und wenn sie darin lagen, und es regte sich etwa eine Maus in der Kammer, da fuhren sie zusammen, zogen die Decke fest über den Kopf her, und guckten nicht eher wieder heraus, als bis der helle Morgen da war. Oft geriethen sie des Nachts in einen grossen Angstschweiß, hatten die fürchterlichsten Träume, als wenn alle die Geister und Hexen, von denen sie des Abends gehört hatten, mit den gräßlichsten Geberden auf sie los kämen, und sie verschlingen wollten. So wurden die armen Kinder von vergeblicher Furcht gequält, blos weil sie so abergläubig waren, und sich Dinge einbildeten, welche gar nicht da waren.

Den Alten und erwachsenen Leuten gieng es nicht viel besser. Diese konnten doch des Nachts noch weniger in der Stube, auch nicht immer im Bette bleiben. Ihrer Geschäfte wegen mußten sie zuweilen auf den obern Boden, in den Keller, in den Stall, auch wohl noch weiter gehen. Wenn das nun etwa gar in der zwölften Stunde, und noch dazu in der Advents- oder Fastenzeit geschehen mußte, wo nach ihrer Meinung alle Gespenster auf den Beinen waren, ach da grauselte ihnen auch! da waren sie flüchtig auf den Beinen! Auch in den Stuben mußten sie manchmahl schon Angst genug

aussehen. Wenn z. E. ein Hund heulte, oder ein Käutzchen vor dem Fenster sich hören ließ, da sah es schon gefährlich genug aus. Draußen aber schien die Gefahr freylich noch viel größer zu seyn. Denn da gab es eigentlich die vielerley Gespenster, die sie sich einbildeten, und wenn auch diese nicht wirklich da waren, so gab es doch alte Stöcke, Irrlichterchen, Menschen, Thiere, und andere Dinge genug, die sie in der Dunkelheit gar füglich für Gespenster und böse Geister ansehen konnten. Wenn sie denn nun hinaus, und etwa bey einem Ort vorbey gehen mußten, wo es nicht sicher seyn sollte, da war ihnen jämmerlich bange. Da durfte sich nur ein Blättchen regen, so fuhr ihnen das Schrecken schon durch alle Glieder. Da durfte nur eine Katze mauen, oder vor ihnen quer über den Weg laufen: so war es schon eine Hexe, die entweder ihnen oder ihrem Vieh nachstellte.

Darum suchten sie sich auch auf das Sorgfältigste vor bösen Geistern und Hexen **zu verwahren**. Sie nahmen sich wohl in Acht, daß sie des Morgens nicht nüchtern oder ungewaschen über die Gasse giengen. Sie vergaßen auch nicht, bey ihrem Morgen- und Abendgebet das Kreuz vor sich zu machen. Das war nun freylich wohl gut, wenn es nur alles in der **rechten Absicht** geschehen wäre. Anstatt aber, daß sie Gott hätten bitten sollen, sie vor Sünden und Thorheiten und andern wirklichen Uebeln zu bewahren, baten sie nur um Schutz gegen böse Leute oder gegen solche Uebel, die nicht vor-

vorhanden waren. Anstatt daß sie andächtig und von Herzen hätten beten sollen, plapperten sie nur mit dem Munde, und meinten, die blossen Worte hätten schon die Kraft, alles Böse wegzutreiben. Und anstatt, daß sie sich bey dem Kreuze an Jesum den Gekreuzigten hätte erinnern, sich seiner getrösten, und sich ermuntern sollen, ihm ähnlich zu werden, glaubten sie vielmehr, das Kreuz, das sie mit den Händen gemacht hätten, könne schon viel Gutes bewirken, und sie auch gegen alle Zauberey beschützen. Deswegen machten sie an alles, was sie hatten, drey Kreuze, nicht allein auf den Brodteig, sondern auch an alle Thüren, ja sogar an die Krippen in den Ställen. Wenn sie ein Stück Vieh gekauft hatten, und es in ihren Stall einführen wollten, so legten sie erst ein Dreykreuzmesser auf die Thürschwelle. Wenn eine Kuh gekalbt hatte, so durfte unter neun Tagen nichts aus dem Hause verborgt werden, wenn auch der beste Freund gekommen wäre, und der größte Verdruß hätte entstehen sollen. Kurz! Bey ihrem ganzen Hauswesen hielten sie das für die Hauptsache, Menschen und Vieh gegen Zauberey zu verwahren. Alles Uebrige, meinten sie, wären Kleinigkeiten und Nebendinge. Wenn sie nun das Ihrige gethan, oder ihre abergläubigen Gebräuche beobachtet hatten, und doch sehen mußten, daß eine Kuh nicht viel oder keine gute Milch gab, so suchten sie die Ursache nicht etwa in der natürlichen Beschaffenheit des Viehes, oder

in der fehlerhaften Wartung und Fütterung, oder in der Beschaffenheit des Stalles und dergleichen Dingen; sondern ihr erstes Wort war allemahl dieses: Die Kuh muß behext seyn. Sie meinten also, sie müßten die Kunst, sich und ihr Vieh gegen böse Leute zu verwahren, doch wohl nicht recht verstehen.

Je weniger indeß die Einwohner von Finsterthal durch ihre eigene abergläubige Gebräuche etwas Gutes hervorzubringen oder etwas Böses zu vertreiben vermochten, desto froher waren sie, wenn ihnen sonst Jemand für Geld und gute Worte auf ähnliche Weise Hülfe zu schaffen versprach. Und solche gottlose Leute fanden sich nun bey diesen Finsterthälern auch in Menge ein, welche ihnen bey ihren abergläubigen Geschäften mit Rath und That an die Hand giengen, und ihre Thorheit sich treflich zu Nutze zu machen wußten. Sie dachten: im Trüben ist gut fischen, und bey solchen Leuten kann man doch noch etwas verdienen. Fast täglich giengen gewisse Weiber im Dorfe herum, welche Kräuter und Wurzeln feil trugen, die man den Kühen geben sollte, wenn sie gekalbt hätten. Sie schwuren darauf, daß, wenn eine Kuh von diesen Kräutern etwas bekäme, ihr die Hexen das ganze Jahr über nichts anhaben könnten. Die Männer, welche Arzney herum trugen, löseten in diesem Dorfe auch besonders viel Geld, zumal wenn sie Zettel bey sich hatten, auf welchen es gedruckt zu lesen

war,

war, daß von diesen Arzneyen die Kühe viele und gute Milch gäben, und durch dieselben von aller Bezauberung befreyt würden.

Was aber den Finsterthälern noch besonders lieb war, das war dieses: daß sich ein **Arzt**, oder wie sie sagten, ein **Doktor** bey ihnen niederlassen wollte. Dieser kam aus einer fremden Gegend, theilte gedruckte Blätter im Dorfe aus, und rühmte sich darin, daß er mit Gottes Hülfe alle Leibesschäden heilen, und alle Krankheiten vertreiben könne, sie möchten Nahmen haben, wie sie wollten. Es war aber alles erlogen, was der **Wundarzt** vorgab. Eben weil er von der Arzneykunst nichts gründliches verstand, und ein leerer Schwätzer war; so wollte sich ihm in seinem Vaterlande kein Kranker anvertrauen. Er hatte auch keine Lust, noch etwas zu lernen. Darum reisete er mit seiner Frau und einem Hannswurst von einem Dorfe zum andern, nicht, um die Leute gesund zu machen, sondern ihnen durch seine Großsprechereien das Geld abzulocken. Bey uns würde er wohl wenig gelößt haben. In Finsterthal aber war er den Leuten willkommen. Da erhielt er Geld genug.

Den ersten Abend mußte der **Hannswurst** zuerst auf das Theater und dann auch hinter dem Tisch seine Streiche und Künste machen. Es kamen so viele Zuschauer, daß manche von aussen durch die Fenster hineinsehen mußten. Alles, was der Hannswurst machte, gieng nun freilich, wie leicht zu denken ist, natürlich zu. Aber seine Künste waren alle schon dar-

auf eingerichtet, die Augen der Zuschauer zu betrügen. Der Spieler war in seinen nichtswürdigen Künsten auch so geübt, daß selbst die klügsten Finsterthäler nicht im Stande waren, den Betrug zu bemerken. So legte er z. B. einen Brief auf den Tisch, ließ sich ein Stück Silbergeld geben, und sagte: Geben Sie acht, meine Herren! Dies Geld will ich hier auf dem Tische ohne Feuer in diesem Papiere zerschmelzen. Nun legte er den Brief zusammen, schlug mit einem Stöckchen darauf, murmelte einige unverständliche Worte dazu, und da er den Brief wieder öfnete, sahen alle, daß das Geld geschmolzen, und ganz flüssig war. Er bog den Brief wieder zusammen, machte es eben so, wie vorhin, und da er ihn wieder öfnete, war das Geld wieder da, und wieder eben so, wie er es zu vor in den Brief gelegt hatte. Es war ein doppelter Brief. Das eine Theil wurde unterwärts, das andere oberwärts gebogen. In dem einen Theile befand sich etwas Quecksilber. In das andere Theil aber wurde das Geldstück gelegt. Nun drehte der Taschenspieler den Brief in der Geschwindigkeit herum, und zeigte den Leuten einmahl das Quecksilber, das anderemahl das Geld. Und mit seinen übrigen Kunststücken, hatte es eine ähnliche Bewandniß. Wären nun die Zuschauer verständige Leute gewesen; so würden sie alle diese Gaukeleyen für natürlich gehalten haben, wenn sie gleich den Grund davon nicht jedesmahl eingesehen hätten. Denn man weiß ja, daß es außer solchen betrügerischen

schen Spielern auch in der Natur viele Dinge giebt, die sehr wunderbar und den Menschen unbegreiflich sind. Was für bewundernswürdige Kunststücke können nicht mit dem Magnet und mit gewissen Spiegeln und Gläsern gemacht werden! Davon wußten aber die Finsterthäler nichts. Alles was sie nicht begreifen konnten, hielten sie für Zauberey. Mit welchem Erstaunen sie nun die Künste dieses Taschenspielers werden angesehen haben, kann man sich leicht vorstellen. Kein Stückchen wurde gemacht, da nicht einer dem andern seine Verwunderung durch einen Seitenstoß zu erkennen gegeben, oder ihm ins Ohr gesagt hätte: Das geht nimmermehr ordentlich zu, der Mensch kann mehr, als unser einer. Indessen gieng die Frau des Doktors fleissig unter den Zuschauern herum, und sammelte **einige Teller voll Geld** ein. Dem Taschenspieler gefiel das schöne Geld, und er erbot sich, den folgenden Abend wieder zu spielen.

Auch der **Doktor** freuete sich über den Gewinn des Hannswurstes, und zweifelte nun nicht mehr, daß **auch er** an diesem Orte noch was rechtes werde verdienen können.

Am folgenden Tage kamen auch wirklich **allerhand Patienten** zu ihm. Zuerst kam eine große Anzahl **Weiber mit kleinen Kindern,** welche die **zehrenden Dinger** oder die **Mitesser** haben sollten? Wenn nähmlich die kleinen Kinder kränklich sind und abzehren, ohne daß man recht weiß, was ihnen fehlt; so sagen abergläubige Leute, sie hätten die zehrenden

den Dinger, und das wären gewisse Würmchen mit schwarzen Köpfen, die man bisweilen in der Haut gewahr würde, die aber auch inwendig im Körper, und sogar im Kopfe stecken könnten. Diese Dinger sollen den Kindern von bösen Leuten angemacht werden. Verständige Aerzte aber versichern, daß die sogenannten wilden oder zehrenden Dinger nichts anders sind, als eine Verstopfung in den Eingeweiden. Und das, was man in der Haut für Würmchen angesehen, sey nichts anders als Unreinigkeit und verhärteter Schweiß, welcher sich in den Schweißlöchern gesammlet habe. Dieses Uebel soll vornehmlich dadurch entstehen, **wenn die Kinder nicht oft genug am ganzen Leibe gewaschen werden.** Die Finsterthäler Weiber pflegen nun ihre Kinder gar selten, und höchstens nur im Gesichte um die Nase herum zu waschen, darum wurden sie so sehr von wilden Dingern oder vielmehr von Schmutz und Unreinigkeit geplagt. Die Mütter wußten freylich auch selbst schon, wie man diese Mitesser vertreiben könnte. Sie giengen nähmlich dreymahl nach einander auf einen Dienstag oder Freytag in einen Garten, holten stillschweigend neunerley Holz, und hingen es den Kindern an. Auch jezt hatten die Weiber dieses Mittelchen schon gebraucht; es hatte aber leider nichts helfen wollen, weil durch das Bündelchen weder die Verstopfung in den Eingeweiden gehoben, noch die Haut gereiniget worden war. Darum nahmen sie nun ihre Zuflucht zu die-

sem

sem Marktschreyer. Dieser gab ihnen doch Beifall, daß nicht sie, sondern andere böse Leute, die Krankheit der Kinder verursacht hätten. Und weil er ein sehr kostbares Sälbchen bey sich hatte, so gab er einer jeden Frau etwas davon und befahl, die Kinder fleissig damit zu schmieren, und sie ja nicht über ein fliessendes Wasser zu tragen.

Da die Weiber abgefertiget waren, so kamen auch einige Männer, **welche von dem kalten Fieber kurirt** seyn **wollten**. Das muß **verschrieben** werden, sagte der Doktor. Er nahm also zwey Zettelchen, schrieb einige unbekannte Figuren und Wörter darauf, bog sie zusammen, und hieng sie vermitteltst eines Fadens um den Hals. So oft nun das Fieber wieder käme, sollten sie die Zettelchen recht fest an die Brust drücken, und nach neun Tagen dieselben rückwärts in ein fliessendes Wasser werfen; so würden sie fortfliessen, und das Fieber mitnehmen. Bey dem einen Manne hörte das Fieber wirklich auf, weil er sich's so fest einbildete, es müßte aufhören, oder auch weil er es noch mit einem hitzigen Tranke stillete. Bey dem andern aber verlor sich das Fieber nicht eher, bis er noch zu einem ordentlichen Arzte gegangen war, und ein Brechmittel eingenommen hatte. Dieser wurde nun aber auch desto gesunder, weil die bösen verdorbenen Säfte aus seinem Magen gekommen waren. Jener hingegen, den der Wunderarzt kurirt hatte, blieb immer noch etwas schwächlich, weil die Schärfe noch in seinem

Ma:

Magen steckte. Nach einem halben Jahre bekam er ein hitziges Fieber. In dieser gefährlichen Krankheit brauchte er nun wieder einen geschickten Arzt, und es hätte ihm vielleicht auch wieder geholfen werden können, wenn nicht ein großes **abergläubiges Schrecken** dazu gekommen wäre, indem sich eine **Eule**, oder ein sogenannter **Sterbekautz** vor seinem Fenster hören ließ. Ihr wißt, daß diese Vögel des Nachts gern nach dem Schein des Lichtes fliegen. Da nun in der Mitternacht im ganzen Dorfe kein Licht brannte, als in der Stube dieses Kranken; so flog die Eule gerade nach seinem Fenster. Sobald sie sich da hören ließ, glaubte der Kranke, nun müßte er gewiß sterben, und in diesem Augenblick verschlimmerte sich auch seine Krankheit so sehr, daß er hernach wirklich daran sterben mußte.

Jetzt wurde der Doktor zu **einem andern Manne gerufen**, welcher schon ziemlich lange krank gelegen hatte. Er hatte große Leibesschmerzen, und der Leib selbst war sehr aufgetrieben. Manchmahl kam es ihm gar vor, als wenn etwas lebendiges in seinen Eingeweiden wäre. Der Arzt, den der Mann bisher gebraucht hatte, nannte diese Krankheit die **Windsucht**. Es schien auch, als wenn seine Arzneyen jezt anschlagen wollten. Sobald aber dieser Afterarzt den Patienten gesehen, und seine Vermuthungen vernommen hatte, sprach er: Ja, ja, **mit euerer Krankheit ist es schlimm**. Und wenn ihr da noch zehen Aerzte aus der Stadt

kom=

nen großen Einfluß auf sein Bekehrungsgeschäft, besonders in Hessen, gehabt hat. Bey dem Dorfe Geismar, in Niederhessen, stand eine berühmte heilige Eiche, unter welcher die Einwohner des Landes ihrem Donnergotte zu opfern pflegten. Diesem Götzendienste glaubte Bonifazius nicht besser steuern zu können, als wenn er die für heilig gehaltene Eiche zu Boden streckte und den Hessen dadurch gleichsam den Tempel niederriß, in welchem sie Abgötterey trieben. Diese Absicht aber hatte Bonifazius so wenig verhehlt, daß sein Vorhaben leicht hätte vereitelt werden können; denn eine Menge Deutsche waren schon um die Eiche versammelt, als er ankam, um sie zu fällen. Indeß verlangte ihn doch niemand zu hindern, denn alle glaubten gewiß, daß der Donnergott diese Entheiligung seiner Lieblingseiche selbst rächen und beim ersten Hiebe den verwegenen Mönch mit einem Blitze zerschmettern würde. Angesichts des Volkes schritt also Bonifazius an das Werk. Alle Zuschauer bebten, da er den ersten Streich führte; aber kein Blitz fuhr aus der Eiche, keiner aus den Wolken herab. Seine Gefährten legten nun auch Hand an, und in einigen Stunden lag die mächtige Eiche auf dem Boden. Die abergläubigen Zuschauer hielten das für einen Beweiß von der Unmacht ihres vermeintlichen Donnergottes; Bonifazius baute aus der Eiche dem heiligen Petrus eine kleine Capelle, und niemand wagte es von der Zeit an, einem Manne Hindernisse in den Weg zu legen, gegen welchen

 selbst

selbst der Donnergott nichts zu vermögen schien. Seine Predigten fanden täglich mehr Beifall. Er wandte sich nun auch nach Thüringen und Franken; errichtete mehrere Bißthümer und Abteyen und unter diesen auch die Bißthümer Wirzburg und Eichstädt, und die gefürstete Abtey Fulda. Dieß alles unter beständiger Mitwirkung des obersten Bischofs in Rom, dessen getreuester Anhänger er war und dem er die christliche Kirche in Deutschland ganz zu unterwerfen suchte. Darin unterstützte ihn der damalige Herzog aller Franken Carl Martel getreulich. Von Rom aus aber war man gegen den heiligen Bonifazius auch erkenntlich, indem man in Mainz ein Erzbißthum errichtete, und ihn, als den ersten Erzbischof daselbst, einweihte. Nun konnte er mit vermehrter Kraft wirken. In den meisten Gegenden Deutschlands erhoben sich nun Stifter und Klöster, und wo diese einmahl angelegt waren, da blühte der Feld- und Gartenbau auf, und in ihrer Nähe entstanden Flecken und Städte. Künstler und Handwerker sammelten und bildeten sich da. Das Volk wurde von den Mönchen im Christenthume, im Lesen und Schreiben unterrichtet, und die alte Roheit machte der neuern Verfeinerung Platz. Freylich war noch alles unvollkommen genug. Es war nur die Morgenröthe des Christenthums, und zugleich mit ihr gieng manches Irrlicht auf. Noch blieb viel der Folgezeit zu thun übrig. Sollen wir aber gegen den, der in einer Wüsteney eine Stadt anlegt, und die

unfruchtbaren Wildnisse in ergiebige Fluhren verwandelt, darum undankbar seyn, weil er den Bauriß, den ein Meister entwarf, nicht ganz richtig verstand und ausführte? weil er mit dem Waizen auch Unkraut säete? weil er nicht alle Sümpfe austrocknete und in Bäche und Gärten verwandelte? — Sollten wir undankbar gegen die Bemühungen des eifrigen Bonifazius und andrer Heidenbekehter seyn, weil sie selbst nicht immer die richtigsten Begriffe hatten, mit dem Christenthume auch manchen Irrthum unsern Voraltern zuführten, und nebenbey auch ihren eignen Vortheil nicht vergaßen?

Nein! Sie haben den Grund gelegt und das Gebäude der christlichen Kirche aufgeführt so gut sie es damahls verstanden. Unter allen aber ragt Bonifazius hervor, der aus Eifer für das Christenthum, in seinem Alter seinen erzbischöflichen Stuhl wieder verließ, einem andern übergab, und noch einmahl als Heidenbekehrer in Frießland auftrat, wo er als Märtyrer sein Grab fand.

Auf seine und seiner Vorgänger Bemühungen drückte endlich, im achten Jahrhunderte, Kaiser Karl der Große, Karl Martells Enkel, das Siegel. Freylich nahm er nicht immer zu den rechten Mitteln seine Zuflucht. Er wollte mit Feuer und Schwert bekehren, und drang unter andern den zu seiner Zeit noch heidnischen Sachsen das Christenthum mit Gewalt auf. Ein Glaubenszwang dieser Art schien indeß vor tausend Jahren nicht so ungerecht, als jetzt.

Ja man glaubte sogar, damit Gott einen Dienst zu thun. So unrechtmäßig manche Mittel gewesen seyn mochten, deren Karl der Große sich bey seinem Bekehrungsgeschäfte bediente; so lenkte doch Gottes Fürsehung alles am Ende zum Besten. Das Christenthum hatte nun in ganz Europa den Sieg über den Götzendienst errungen. Laßt uns die Ueberreste des alten Heidenthums, den Aberglauben, täglich mehr ausrotten! Laßt uns weiser, laßt uns besser werden! Nicht nur Christen heisen, sondern auch seyn!

Volkslied
auf den heiligen Kilian

Mel. Freude schöner Göttersfunken ꝛc.

Franken, preis't mit seinen Brüdern,
Preis't den großen Kilian!
Hebt mit frohen Dankesliedern
Euern Lehrer Himmelan!
Dieser zeigte, edle Franken,
Euch den Weg zur Seligkeit;
Diesem habet ihr's zu danken,
Daß ihr Erben Gottes seyd.

Wer=

Werfet einmahl eure Blicke
Auf das alte Frankenland!
Werft sie hin, und denkt zurücke,
Wie's mit euern Vätern stand.
Dichte, dichte Finsternisse
Hüllten diese Gegend ein:
Von den Gräul der Aergernisse
War kein Hain, kein Hügel rein.

Diese Fluhren, wo wir säen,
Waren in der Vorwelt Zeit,
So wie jene Traubenhöhen
Blinden Götzen eingeweiht.
Fern vom wahren Gottesdienste
Irrten sie in steter Nacht,
Ohne Bildung, ohne Künste,
Ohne Wohlstand, ohne Macht.

Endlich blickte mit Erbarmen
Gottes Aug' auf sie herab,
Da er den bedrängten Armen
Einen Freund und Lehrer gab.
Sieh! vom brittischen Gestade
Kommt der Vater Kilian,
Und der helle Tag der Gnade
Bricht mit seiner Ankunft an.

Mächtig blüht durch ihn der Glaube,
Herrlich glänzt das Christenthum,
Und zertrümmert liegt im Staube
Das gestürzte Heidenthum.
Auf den traubenreichen Höhen
Sieht das frohe Vaterland
Nun das Kreuz des Heilands stehen,
Wo zuvor ein Götze stand.

Wir erkennen unsre Pflichten,
Unser Ziel, das höchste Gut,
Nähren uns mit Christusfrüchten
Und vertrauen auf sein Blut.
Ueber unsre wilden Triebe
Lehret er uns Herr zu seyn,
Giesset wahre Bruderliebe
Unsern bessern Herzen ein.

Seht! es gab des Glaubens willen,
Kilian sein Leben hin;
Denn, um ihre Wuth zu stillen
Tödtete die Fürstinn ihn.
Der Gerechte mußte sterben!
Totnan auch und Colomann
Mußten ihre Dolche färben
Mit dem Vater Kilian.

Glän:

Glänzend mit der Marterkrone
Segnet er nun Frankenland,
Sieht vergnügt von seinem Throne
Auf die Früchte seiner Hand.
Wollt ihr ihm den Dank erweisen,
Welchen er allein begehrt?
Wollt ihr euren Vater preißen?
Glaubt, und thut was er begehrt!

Bisher sind erschienen:

Im Julius:

1. Kilian Buckel; oder die abgestellten Feyertage zu Dunkelhausen.
2. Die Schatzgräber. Eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben.
3. Der Spieler. Eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen.
4. Sechs weltliche Lieder für lustige Landleute.

August:

5. Das Heckemännchen; oder die Kunst, ohne Zauberey wohlhabend zu werden.
6. Der ehrliche Fallmeister; Oder alle Geschäfte, die man ehrlich treibt, sind ehrlich.
7. Acht Volkslieder nach bekannten Melodien.

September:

8. Bonifazius; oder die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.
9. Der Fündling. Eine wahre Geschichte.

October:

10. Geschichte des Dorfes Finsterthal.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand,

Fliegende Volksblätter, zur Verdrängung schädlicher, oder doch geschmackloser Volkslesereyen

Bd.: 1

Bayreuth 1797

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.374(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301533-1
VD18 11874104-003